



# zur debatte

1/2019

Themen der Katholischen Akademie in Bayern



**5**  
Auf Fährtenuche in der Psyche von Verbrechern begibt sich Prof. Dr. Norbert Nedopil



**7**  
Dr. Astrid Schilling berichtet vom Digitalen Salon zum Thema „Darknet“



**9**  
Prof. Dr. Georges Tamer sieht im Koran ein vielstimmiges Buch



**14**  
Das Lektüreseminar zum Koran leitete Dr. Katja Thörner



**24**  
Kubas Weg im 20. und im 21. Jahrhundert beschreibt Prof. Dr. Walther L. Bernecker



**31**  
Abtpräses Jeremias Schröder OSB schreibt über die Rolle der Kirche in Kuba



**39**  
Europa und die „pax benedictina“ ist das Thema von Sr. Dr. Michaela Puzicha OSB



**45**  
Prof. Dr. Ingeborg Gabriel betrachtet Wirtschaft und Politik aus sozioethischer Sicht

## Münchner Hochschulkreis

Vor dem Zweiten Weltkrieg gab es in Deutschland, Frankreich und Großbritannien zusammen etwa 150.000 Studentinnen und Studenten. Heute studieren allein in der Stadt München über 100.000 Menschen – Tendenz steigend. Doch kommt diese Entwicklung der Wissenschaft noch zugute? Diese und weitere Fragen waren das Thema des Treffens des „Münchner Hochschulkreises“ am 12. November

2018. Zu Gast war diesmal Prof. Dr. Bernd Huber, Präsident der Ludwig-Maximilians-Universität München, der mit seinem Vortrag „Die Zukunft der Volluniversität“ ein klares Bild zeichnete: Die Zahl der Studierenden werde – zumindest global gesehen – weiterhin steigen und damit das Modell der Volluniversität auch in Zukunft ein Erfolgsmodell bleiben.



Foto: LMU

Prof. Dr. Bernd Huber, Präsident der Ludwig-Maximilians-Universität München

## Die Zukunft der Volluniversität

Bernd Huber

Ich darf mich zunächst einmal für die Einladung ganz herzlich bedanken. Ich bin gerne hier, auch deswegen, weil ich die Katholische Akademie immer als einen Ort der Ruhe und der Reflexion empfinde. Das gibt die Gelegenheit, einmal grundsätzlich über ein paar Dinge nachzudenken, einen Schritt zurückzutreten und sich ein wenig mit der Rolle und der Bedeutung der Universität zu beschäftigen, losgelöst vom Tagesgeschäft. Es gibt ja dieses Bonmot: Alles, was dringend ist, ist nicht wirklich wichtig, und alles, was wirklich wichtig ist, ist nicht dringend. Das stimmt wahr-

scheinlich nicht immer, aber hat den wahren Kern, dass man, wenn man sich aus den Zwängen des Tagesgeschäfts einmal löst, vielleicht den einen oder anderen interessanten Punkt machen kann.

Folgendes will ich versuchen zu tun: Ich werde mich in meinen Ausführungen zunächst auf die Volluniversitäten beschränken. Damit meine ich den Typus Universität, wie ihn die LMU München verkörpert, oder auch die Universitäten Heidelberg oder Göttingen, und international beispielsweise Cambridge und Oxford. Universitäten, die, begin-

nend mit den Geisteswissenschaften, über Sozialwissenschaften, Naturwissenschaften und bis zur Medizin, den großen Teil aller Fächer überspannen – jedoch in Deutschland typischerweise ohne Ingenieurwissenschaften; international ist das teilweise anders. Ich will versuchen, für diese Universitäten ein wenig in die Zukunft zu schauen und zu sehen, welche Perspektiven sich ergeben. Gezielt außen vor lassen werde ich Fachhochschulen und Technische Universitäten ebenso wie Einzeluniversitäten oder hochspezialisierte Universitäten.

### I. Lehre

Ich möchte auch nicht zu detailliert auf die LMU eingehen. Stattdessen werde ich mit zwei Entwicklungstrends beginnen – der eine betrifft die Lehre, der andere die Forschung –, die zeigen, wie sich das Universitäts- und Hochschulsystem in den letzten Jahren entwickelt hat. Zunächst fällt auf, dass die Universität, so wie wir sie heute kennen, ein relativ neues Phänomen ist. Hierzu gibt es eine sehr anschauliche Zahl: Nach einer Schätzung, die von Eric Hobsbawm stammt, gab es vor dem

# Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Ich darf mein erstes Editorial unserer Zeitschrift „zur Debatte“ dazu benutzen, mich Ihnen vorzustellen. Seit Anfang des Jahres bin ich nun „der neue Direktor“ der Katholischen Akademie; am 8. Februar 2019 habe ich im Rahmen einer festlichen Veranstaltung von Kardinal Reinhard Marx auch meine offizielle Ernennungsurkunde erhalten. So kann ich nun, „gestärkt“ durch das offizielle Dokument, auch meinen Dienst als Herausgeber der Zeitschrift angehen.

Ein paar Worte zu mir, damit Sie ungefähr wissen, wer Ihnen da schreibt: Bis Ende 2018 und seit mehr als elf Jahren leitete ich die Bildungsstätte auf Burg Rothenfels – ein Ort, der als Wirkungsstätte der Jugendbewegung und der Liturgischen Bewegung unter Romano Guardini überregionale Bedeutung erhielt und bis heute alle Generationen in verschiedensten Formaten der Bildungsarbeit zusammenbringt. Zugleich war und bin ich Privatdozent für Alte Kirchengeschichte und Liturgiewissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn. Dort arbeitete ich zuvor rund ein Jahrzehnt als Assistent und erhielt auch meine wissenschaftlichen Qualifikationen. Besonders interessiert hat mich immer die Frage, wie die liturgische Überlieferung im Wandel der Zeit verändert wurde und wie sie sich heute wandeln muss, um lebendig zu bleiben. Zu mir privat: Ich bin 49 Jahre alt und verheiratet mit Dr. Elisabeth von Lochner. Wir haben zwei Töchter: Helena (7) und Hanna (5).

Als jemand, der nicht nur ein Theologisches Studienjahr in Jerusalem absolviert, sondern auch Alte Kirchengeschichte als einen wissenschaftlichen Schwerpunkt gewählt hat, freut es mich besonders, Ihnen als Sonderheft zur ersten Ausgabe meines Antrittsjahres die Texte der Biblischen Tage 2018 über die mit Jerusalem sehr eng verbundenen „Figuren der Passionsgeschichte“ präsentieren zu können. Weitere Akademietheemen aus Theologie, Religionswissenschaft, Politik, Medien und Geschichte dokumentiert das reguläre Heft 1/2019.

Liebe Leserinnen und Leser,

Ich freue mich über Ihr Interesse an dieser Zeitschrift, wünsche Ihnen nun bei der Lektüre beider Hefte viele neue Erkenntnisse und bin stets offen für Vorschläge, Kritik und Anregungen Ihrerseits.

Ihr



PD Dr. Achim Budde,  
Akademiedirektor

Zweiten Weltkrieg in Deutschland, Frankreich und Großbritannien zusammen maximal etwa 150.000 Studenten. Heute gibt es allein in München über 100.000 Studierende! In der Greater London Area sind sogar eine Million Studierende eingeschrieben. Wir beobachten also in den letzten 60, 70 Jahren eine unglaubliche Expansion des Hochschul- und Universitätssystems. Das ist an sich schon eine beispiellose Erfolgsgeschichte.

Die Idee der Universität hat sich weltweit in vielerlei Hinsicht entwickelt, und es ist keineswegs so, dass diese Entwicklung sich verlangsamt. In den letzten 25 Jahren scheint sie sich sogar weiter zu beschleunigen. Auch hier eine eindrucksvolle Zahl: Anfang, Mitte der 1990er Jahre gingen 20 Prozent eines Schulabgänger-Jahrgangs zum Studieren an eine Hochschule. Heute liegen wir in Deutschland bei mehr als 50 Prozent, und wenn Sie es global betrachten wollen, gibt es Schätzungen, dass es im Jahr 2040 etwa 500 Millionen Studierende weltweit geben wird. Man kann das für gut oder für falsch halten. Interessant ist aber die Frage nach den Ursachen: Wie kann man erklären, dass so viele junge Leute an die Hochschulen, an die Universitäten drängen? Ein Faktor ist sicherlich das persönliche Interesse, also das Interesse an der Entwicklung der eigenen Persönlichkeit. Aber es ist letztendlich doch so, dass vor allem die Perspektiven für den eigenen Beruf, für die eigene Karriere determinieren, ob junge Leute ein Hochschulstudium aufnehmen. Und man muss sagen, die Perspektiven sind mit einem Hochschulstudium eben weiterhin ganz hervorragend.

In Deutschland wird das mitunter dann so übersetzt – wir sind ja immer ein bisschen defensiv oder pessimistisch –, dass ein Hochschulstudium der beste Schutz gegen Arbeitslosigkeit ist. In den USA wird die Frage etwas offensiver angegangen; dort gibt es Berechnungen, die versucht haben zu ermitteln: Was bringt mir eigentlich ein Hochschulstudium an zusätzlichen Einkommenschancen, an Arbeitsmarktchancen? Das wird in der sogenannten „college wage premium“ berechnet. Konkret: Was verdient man zusätzlich, wenn man einen Hochschulabschluss hat, im Vergleich zu einer Person, die keinen Hochschulabschluss hat? Legt man hier die üblichen Zahlen zugrunde, kommt man zu dem Ergebnis, dass in den USA – die Zahlen in Europa und in Deutschland unterscheiden sich nur unwesentlich –, diese „college wage premium“ bei 70 oder 80 Prozent liegt. Wohlgemerkt nicht individuell; das ist keine individuelle Erfolgsgarantie. Aber im Schnitt verdient man 70 bis 80 Prozent mehr als eine Person ohne Hochschulabschluss.

Jetzt werden Sie sagen, das hört sich doch schon mal gar nicht schlecht an. Trotzdem muss man vorsichtig sein; denn es variiert von Fach zu Fach. Leider sieht es in manchen klassischen Geisteswissenschaften mit der „college wage premium“ nicht ganz so toll aus wie beispielsweise bei Ingenieuren oder Ärztinnen. Außerdem beobachtet man auch erhebliche Schwankungen der „college wage premium“; wir wissen also nicht, wie stabil diese Entwicklung in Zukunft bleibt. Es gibt durchaus Hinweise darauf, dass diese Prämie sinken wird, dass – mit anderen Worten – in Zukunft ein Hochschulstudium wieder weniger attraktiv werden könnte.

Was heißt das für die Zukunft? Global werden sicherlich die Studierendenzahlen in den nächsten Jahren weiter wachsen. Dabei spielt Asien eine zentrale Rolle, während sich in Deutschland

die Situation komplexer darstellt. Hier gibt es zwei Entwicklungstrends: Zum einen haben wir hierzulande aktuell einen Studierendenanteil von 50 Prozent aller Schulabgänger, also eine sehr hohe Akademikerquote. Es gibt andere Länder wie die Schweiz, wo weiterhin nur 20 oder 25 Prozent eines Jahrgangs an die Hochschulen gehen. Von daher spricht einiges dafür, dass in Deutschland die Zahl nicht ohne weiteres zu steigern ist, zumal es ja auch weiterhin nichtakademische Berufe gibt, die finanziell durchaus attraktiv sind. Denken Sie an Bauhandwerk wie Schreiner oder Installateure.

Auf der anderen Seite erleben wir den klaren Trend zur Akademisierung vieler Berufe. Auch in traditionellen Handwerksberufen oder Pflegeberufen gibt es den Wunsch nach einer akademischen Ausbildung. Das betrifft natürlich vorrangig die Fachhochschulen. In der Summe kann man wahrscheinlich davon ausgehen, dass sich bei uns die beschriebene Wachstumsentwicklung, die wir in den letzten 20, 30 Jahren erlebt haben, etwas abflachen wird und damit auch Raum geschaffen wird, um zum Beispiel – und das ist für uns in Deutschland interessant – auch hochqualifizierte ausländische Studierende nach Deutschland zu holen.

Was sind eigentlich die Konsequenzen aus diesen hohen Studierendenzahlen? Ein Aspekt ist – und das ist wirklich nicht neu –, dass die Hochschulen überlastet sind. Dabei muss man ehrlicherweise konzedieren, dass die Überlastung in einigen Fächern massiv, in anderen weniger ausgeprägt ist. Lassen Sie mich auf einen zweiten Aspekt eingehen, der in Zukunft an Bedeutung zunehmen wird: Die heutige Studierendenschaft ist viel bunter und vielfältiger, als es früher der Fall war. An der LMU sind 20 Prozent der Studierenden aus dem Ausland. Weiterhin haben nach Schätzungen zehn Prozent der Studierenden eine chronische Erkrankung. Letzteres stellt auch die Problematik des barrierefreien Studiums in den Raum. Auf all das muss sich die Universität als Institution einstellen. Das war vor 20 Jahren noch kaum ein Thema; heute ist ein barrierefreier Hörsaal, den man auch mit einem Rollstuhl besuchen kann, selbstverständlich. Wenn sich eine Institution öffnet, wie wir es an den Hochschulen getan haben, kommen natürlich auch alle Fragen, alle Probleme der Gesellschaft bei uns an der Universität an, mit unterschiedlichsten Diskussionen, Anfragen, Forderungen oder Wünschen.

Das sehen Sie in den USA noch deutlicher als hier. Dort findet derzeit eine große Diskussion um die Frage von Minderheitsrechten versus akademischer oder Wissenschafts- und Meinungsfreiheit statt. Diskussionen über „no-platforming“ oder „trigger warnings“ beschäftigen dort viele Hochschulpräsidenten. In Berkeley schlug sich beispielsweise die Debatte, ob man Veranstaltungen von weit rechts stehenden Studierendenorganisationen an der Universität zulassen müsse, neben vielen Diskussionen direkt auch in Gerichtsprozessen nieder.

In Deutschland gibt es im Gegensatz zu den USA selten die typische Campus-Universität, daher sind diese politischen Phänomene bei uns weniger ausgeprägt. Ich persönlich bin optimistischer und glaube, dass die Chancen, die wir durch so viele unterschiedliche, heterogene, diverse junge Leute bei uns an den Hochschulen gewinnen, deutlich höher zu bewerten sind als mögliche Risiken. Wir öffnen uns für Teile der Gesellschaft, die bisher überhaupt keinen Zugang zu Hochschulen hatten, und darin liegt für uns als Gesellschaft, als Land eine große Chance.



Prof. Dr. Markus Vogt ist Vorsitzender des Münchner Hochschulkreises sowie Professor für Christliche Sozialethik an der LMU München. Er war der Gastgeber am Abend.

## II. Forschung

Lassen Sie mich jetzt ein paar Worte zum Thema Forschung sagen, wo wir eine ähnliche Expansion beobachten. Ich mache das wieder an ein paar Zahlen deutlich: In den 1950er Jahren wurden in den Naturwissenschaften und der Medizin jährlich 50.000 Artikel veröffentlicht. Heute liegen wir bei 1,5 Millionen – anderthalb Millionen Artikel werden im Bereich Naturwissenschaften und Medizin jedes Jahr veröffentlicht, weltweit. Auch diese Entwicklung hat sich unterdessen noch einmal beschleunigt. Wir zählten um das Jahr 2000 noch 800.000 Publikationen jährlich. Diese Zahl an Publikationen hat sich also allein in den letzten 15 Jahren noch einmal fast verdoppelt.

Was sind die Gründe dafür? Ein Grund ist, dass Forschung in den Naturwissenschaften, in der Medizin, Grundlagenforschung insbesondere, einer der Treiber für Innovation ist. Forschung eröffnet Chancen und hält für viele „great challenges“ unserer Zeit – zum Beispiel in den Bereichen Gesundheit, Sicherheit, Nahrung – Antworten bereit. Investition in die Grundlagenforschung ist auch immer mit der Hoffnung verbunden, damit auf Dauer – neben der wissenschaftlichen Erkenntnis – auch Innovationen zu generieren, die in der Medizin und in vielen anderen Bereichen dann zu konkreten gesellschaftlichen Fortschritten führen. Es ist zum Zweiten natürlich auch ein Spiegelbild des Wachstums der Universitäten. Wie ich vorhin gezeigt habe, sind die Universitäten in den vergangenen 60 Jahren enorm gewachsen. Überall sind zusätzliche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eingestellt worden, die neben der Lehre – ganz nach Humboldt – natürlich auch Forschung betreiben. Insofern ist das ein Wachstum, das parallel zu dem der Universitäten verläuft.

Hinzu kommt, und das erklärt den Anstieg seit etwa 2000, die Rolle asiatischer Länder: dort passiert im Moment ein unglaublicher Aufholprozess, mit dem Asien seine Rolle als Wissenschaftsstandort zunehmend stärker geltend macht. Auch hierzu ein Zahlenbeleg: Mittlerweile werden in China mehr wissenschaftliche Papiere jährlich veröffentlicht als in den USA. China und andere asiatische Länder artikulieren ihre Rolle in der Wissenschaft deutlich. Das ist eine außerordentlich spannende Entwicklung, die auch in Zukunft noch weitergehen wird, mit der Konsequenz, dass das Wissenschaftssystem weltweit weiter wächst.



Foto: Best View Stock / Alamy Stock

Mittlerweile werden in China mehr wissenschaftliche Papiere jährlich veröffentlicht als in den USA. Zu sehen ist die Jilin-Universität in Changchun, die mit über 60.000 Studenten größte Universität der Volksrepublik.

Kann man also den Publikationsoutput von 1,5 Millionen Veröffentlichungen pro Jahr noch weiter steigern? Man sollte sich zumindest vergegenwärtigen, dass damit auch Qualitätsprobleme verbunden sind. Im Englischen wird die Problematik unter dem Bild des „death of the Renaissance man“ zusammengefasst. Damit wird verbildlicht, wie immer mehr in Teams zusammengearbeitet wird und wie sich der einzelne Wissenschaftler immer weiter spezialisiert. Die beschriebenen Phänomene bringen neue Herausforderungen mit sich, mit denen sich die Universitäten auseinandersetzen müssen. Man muss sich fragen: Sind nicht manche Themen irgendwann einmal ausgeforscht? Gibt es nicht auch Fragen, die wir am Ende nicht beantworten können?

Hierzu ein Beispiel aus der Ökonomie, das den Zusammenhang zwischen Quantität und Qualität von Forschung und die möglichen Grenzen zeigt. Es geht um die Relation von Ersparnis und Zins. Also: Was passiert, wenn der Zins einmal nicht fällt, sondern steigt? Wie reagieren die Menschen: Sparen sie mehr oder sparen sie weniger? Es gibt Argumente für beide Seiten. Theoretisch ist der Zusammenhang unklar, und es ist auch schon lange bekannt, dass der Zusammenhang unklar ist. Er wird seit 50 Jahren in unzähligen empirischen Studien untersucht. Vor einiger Zeit erschien in einem sehr schönen Handbuch ein Artikel von einem wirklich hervorragenden finanzwissenschaftlichen Kollegen aus den USA, der feststellte, dass es unzählige Untersuchungen gebe, und wenn er diese alle zusammenfassen müsste, käme er zu dem Schluss: Die Frage ist noch nicht abschließend geklärt. Nach 50 Jahren also weiterhin: „more research is needed“, es braucht noch mehr Forschung. An dieser Stelle könnte man sich stattdessen vielleicht auch fragen: Ist das tatsächlich sinnvoll und zielführend, hier weiter zu forschen?

Fest steht, dass wir hohe Studierendenzahlen haben, die wahrscheinlich

weltweit noch weiter wachsen werden. In Deutschland wird sich wohl künftig diese Entwicklung, zumindest an den Universitäten, etwas abflachen. Es wird dann vielleicht die Möglichkeit geben, mehr internationale Studierende an die deutschen Universitäten zu holen. Auch im Bereich der Forschung sind Deutschland und die gesamte EU weiterhin hervorragend aufgestellt; wir spüren aber auch die Konkurrenz aus Asien. Das ist also aktuell der Rahmen – und nun zur Frage: Was heißt das für die Volluniversitäten, über die wir ja sprechen wollen?

### III. Folgerungen

Dabei könnte man die verschiedensten Fragestellungen diskutieren. Ich will ganz bewusst nicht auf die Frage eingehen, was Digitalisierung für die Volluniversität bedeutet. Ich lasse auch andere Themen wie Internationalisierung und ihre Konsequenzen für die Volluniversität beiseite. Vielmehr frage ich vor dem Kontext des rasanten Wachstums der Universitäten in den letzten 50 bis 60 Jahren, was das Studium, was die Lehre, was die Studierendenzahlen und was auch die Forschung betrifft: Was ist die Zukunft der Volluniversitäten?

Wird es eigentlich bei der Volluniversität klassischen Typs bleiben? Wird dieses Modell, mit einem großen Verbund an Fächern, mit den vier großen Fächergruppen Geisteswissenschaften, Sozialwissenschaften, Naturwissenschaften und Medizin, zusammengespant in einer Einrichtung auch in Zukunft noch funktionieren? Das kann man durchaus kritisch sehen. In einigen Ländern wurde die Medizin in sogenannten medizinischen Hochschulen, also in spezialisierten Universitäten zusammengefasst. Und es gibt hervorragende medizinische Hochschulen, wie etwa das Karolinska-Institut in Schweden. Es gibt auch sehr bekannte und renommierte Business Schools, z.B. die London Business School oder die London School of Eco-

nomics. Spezialisierte Institutionen können also auch sinnvoll sein. Auch hierzulande gibt es immer wieder Initiativen, neue spezialisierte Universitäten oder Hochschulen einzurichten. Jüngstes Beispiel ist der Plan der bayerischen Staatsregierung, in Nürnberg eine sehr profilscharfe Technische Universität neu einzurichten. Es existieren durchaus andere sinnvolle Entwicklungsmodelle – auch neben der Volluniversität.

Was ist also der entscheidende Vorteil der Volluniversität? Diese Frage ist nicht ganz einfach zu beantworten, aber ich sehe bei der Volluniversität mehrere Vorteile. Da ist zum einen eine diversifizierte Fächerstruktur. Wenn sich etwas ändert, sei es in der Wissenschaft oder in der Studierendennachfrage, kann eine Volluniversität relativ leicht darauf reagieren. Sie ermöglicht es zudem, interdisziplinäre Zusammenarbeit zu fördern, was in vielen Fächern an Bedeutung gewinnt. Naturwissenschaften, Medizin, Geisteswissenschaften, Sozialwissenschaften, da eröffnen sich viele Möglichkeiten. Und dann bietet die Volluniversität natürlich das, was Kant den Streit der Fakultäten nannte, der eine Universität einfach belebt und als Institution in vielerlei Hinsicht fruchtbar macht. Ich würde vielleicht eher vom Wettbewerb der Fakultäten sprechen. Ich halte insgesamt die Vorteile, die eine Volluniversität gegenüber einer spezialisierten Institution hat, für so groß, dass ich davon ausgehe, dass die Volluniversität auch in Zukunft ein Erfolgsmodell bleiben wird.

Ein deutlicher Hinweis darauf zeigt sich aktuell in Frankreich. In Deutschland wird das nicht so stark wahrgenommen, aber in unserem Nachbarland findet in gewisser Weise eine Revolution in der Hochschul- und Universitätszene statt. Frankreich hatte traditionell sehr spezialisierte Universitäten. Sie sind in der Folge von 1968 entstanden – unter anderem deshalb, um die Studentenproteste zu kanalisieren. Nun wurde vor einigen Jahren den Universi-

## Themen „zur Debatte“

Editorial	2
<b>Münchener Hochschulkreis</b> Die Zukunft der Volluniversität Bernd Huber	1
<b>Die dunkle Seite in uns</b> Auf Fahrtensuche in der Psyche von Verbrechern Norbert Nedopil	5
Fünfter Digitaler Salon <b>Das „Darknet“</b> Bedrohung unserer Zivilisation oder Tor zur Freiheit? Astrid Schilling	7
<b>Der Koran</b> Ein vielstimmiges Buch Georges Tamer	9
Erläuterungen zum ersten Lektürekurs unserer Islam-Reihe: „Der Koran.“ Ein vielstimmiges Buch“ Katjas Thörner	14
<b>Adventsfeier des Vereins der Freunde und Gönner</b>	16
<b>Theologisches Terzett</b> Mit Florian Schuller, Annette Schavan und Jan-Heiner Tück	17
In Zusammenarbeit mit der Karl Graf Spreiti Stiftung <b>Kuba im Umbruch?</b> „Im Zentrum des Wirbelsturms“. Karl Graf von Spreiti als deutscher Botschafter auf Kuba (1960 – 1963) Jörg Zedler	21
Kubas Weg im 20. und 21. Jahrhundert Walther L. Bernecker	24
Drei Jahrhunderte geistlicher Musik in Kuba Stefan Baier	27
Vermittlerin oder zwischen allen Stühlen? Zur Rolle der Kirche in Kuba Jeremias Schröder OSB	31
Kuba – Insel aus einer anderen Zeit Christoph Röckerath	36
<b>Europa – benediktinisch?! Eine Spurensuche</b> Tagung 2018 der Sectio theologica der Bayerischen Benediktinerakademie Warum ich als Benediktinerin Europäerin bin Sr. Michaela Puzicha OSB	39
Europa und pax benedictina Sr. Michaela Puzicha OSB	41
Europa – quo vadis? Wirtschaft und Politik aus sozialethischer Sicht Ingeborg Gabriel	45
Impressum	4



Die Universität de Strasbourg steht für die Idee der Volluniversität: 1971 wurde sie nach Fachrichtungen in drei eigenständige Universitäten aufgeteilt, um diese 2009 wieder zu vereinen.

Foto: image BROKER / Alamy Stock

täten die Möglichkeit geboten, wieder zusammenzuarbeiten und sich zusammenzuschließen. Was ist passiert? Ich habe das in Paris in einem Fall begleitet. Da ist quasi eine neue Sorbonne entstanden: Aus dem Zusammenschluss der Geisteswissenschaften mit der Medizin und den Naturwissenschaften

wird wieder eine klassische Volluniversität. Ein ähnliches Konstrukt hat zur neuen, größeren Universität de Strasbourg geführt. Die Tatsache, dass die Institutionen diesen Schritt proaktiv gehen, zeigt, wie produktiv diese Idee ist. Es wurde der Wunsch umgesetzt, die wissenschaftliche Zukunft für diese Institution gemeinsam zu gestalten. Insofern ist die Volluniversität immer noch das Erfolgsmodell für die Zukunft.

Aber wie wird die Volluniversität in Zukunft im Einzelnen aussehen? Da sind viele Punkte offen. Ich habe bei Weitem nicht auf jede Frage eine Antwort. Wir könnten dazu erneut ganz unterschiedliche „approaches“ diskutieren. Ich will drei Beispiele geben: Wenn Sie sich die Organisationsstruktur einer Universität ansehen, die „governance“, wie man neudeutsch sagt, dann gibt es in der öffentlichen Diskussion sehr polarisierte Positionen. Auf der einen Seite die beispielsweise an der TU Berlin immer wieder diskutierte Drittel- oder gar Viertelparität in den akademischen Gremien. Auf der anderen Seite gibt es das Modell der unternehmerischen Universität, einer Universität also, die sich in ihrer Organisation an einem Unternehmen orientiert, und selbstverständlich gibt es unzählige Zwischenformen zwischen diesen beiden Visionen. Daran zeigt sich, dass die Vorstellung davon, wie eine Universität organisiert werden soll, wie ihre Verfassung aussehen soll, sehr unterschiedlich ist.

Neben politischen Hintergründen hat dies vor allem auch etwas damit zu tun, dass grundsätzlich nicht eindeutig geklärt ist, was man von den Universitäten erwartet. Die Auffassungen darüber, welche Aufgaben die Universitäten übernehmen sollen, gehen sehr weit auseinander. Eine Gruppe wirbt dafür, dass vor allen Dingen die beiden Kernaufgaben einer Universität, nämlich Forschung und Lehre, bedient werden. Eine andere Philosophie sieht die Universität als eine allgemeine Beglückungsanstalt, die eine Vielzahl von Aufgaben wahrzunehmen hat. Ich selbst bin eher sehr zurückhaltend, zu viele Aufgaben bei einer Universität abzulaufen.

Daneben wird eine große Diskussion darüber geführt, wie autonom die Hochschulen eigentlich sein sollen. Das ist eine Frage, die vor allen Dingen die staatlichen Hochschulen betrifft. Wir haben ja in den letzten 25 Jahren einen enormen Autonomiezuwachs an den Hochschulen gesehen, was ich am Beispiel der LMU deutlich machen will. Früher hat faktisch das Wissenschaftsministerium neue Professorinnen und

Professoren berufen, und der Minister hat jeden Ruf unterschrieben. Heute entscheidet die Universität autonom über Berufungen; das Berufungsrecht liegt direkt bei der Universität. Und es gab noch viele weitere Änderungen, die die Autonomie gestärkt haben. Auch dieser Prozess ist nicht unumstritten; es gibt durchaus auch Befürworter einer stärkeren Regulierung der Universitäten.

Ich sehe in der hier herrschenden Meinungsvielfalt kein Problem, warne aber vor der Antwort: Lasst uns doch einen goldenen Mittelweg gehen, machen wir von allem ein bisschen. Das halte ich für ein Zeichen von Denkfaulheit und in manchen Punkten für falsch. Was die Aufgabendefinition für die Universitäten angeht, bin ich eher Purist und würde immer argumentieren, man solle sich auf Forschung und Lehre konzentrieren.

Wenn man definiert, was eine Universität tun soll, was ihre Aufgaben sind, muss aber auch explizit dargestellt sein, was sie nicht tun soll. Man erlebt eine Art Verantwortungsverschiebung. Beispielsweise wurde das Thema Weiterbildung und viele andere Themen nach und nach, teilweise direkt per Gesetz, den Universitäten zugeschrieben. Das fand ich immer sehr gefährlich, und deswegen bin ich der Meinung, dass die Universitäten hier im eigenen Interesse sehr vorsichtig sein müssen. Die ganze Aufgabenpalette klingt wirklich gut: Technologietransfer, Patentierungen – alles Aufgaben der Universitäten. Man muss aber die Aufgaben auch erfüllen und wird letztlich an der Erfüllung dieser Aufgaben gemessen.

Ich glaube, dass die angesprochenen Fragen alle lösbar sind, und dass das Modell der Volluniversität wirklich Zukunft hat. Wenn es uns gelingt, diese Fragen für unsere Institution jeweils richtig zu beantworten, dann können Sie das, was ich Ihnen heute sagen wollte, folgendermaßen zusammenfassen: Wenn Sie die Zahlen, die ich Ihnen vorhin genannt habe, nochmal Revue passieren lassen, sehen Sie, dass die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts das Jahrhundert der Universitäten war, sicherlich auch das Jahrhundert der Volluniversitäten, trotz oder vielleicht sogar wegen dieses enormen Zuwachses. Und wenn wir es klug anstellen, dann wird das 21. Jahrhundert auch wieder ein Jahrhundert der Universitäten werden. □

## zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 49

Herausgeber und Verleger:

Katholische Akademie in Bayern, München

Akademiedirektor PD Dr. Achim Budde

Redaktion: Dr. Robert Walser (verantwortl.),

Dominik Fröhlich

Fotos: Akademie

Anschrift von Verlag u. Redaktion:

Katholische Akademie in Bayern,

Mandlstraße 23, 80802 München

Postanschrift: Postfach 401008,

80710 München,

Telefon 0 89/38 10 20, Telefax 0 89/38 10 21 03,

E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de

Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,

Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.

zur debatte erscheint zweimonatlich.

Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig).

Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:

Kto.-Nr. 2 355 000, BLZ 750 903 00

IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00

SWIFT (BIC): GENODEF1M05.

Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit

Einwilligung des Herausgebers zulässig.



Foto: LMU

Die LMU München zählt nicht nur zu den größten Volluniversitäten Deutschlands, sondern auch seit vielen Jahren zu den angesehensten Hochschulen der Welt.

# Die dunkle Seite in uns

**Schuldig oder nicht schuldig – ist das noch die alles entscheidende Frage? Nicht ausschließlich. Oft muss vor Gericht nämlich vorab darüber befunden werden, ob eine Straftat überhaupt zurechenbar ist oder nicht. Doch wie ist so etwas zu entscheiden? Dieser zentralen Frage spürte die Katholische Akademie in Bayern am Abend des 3. Dezember 2018 nach und bat unter dem Titel: „Die dunkle Seite in uns. Auf Fährtenuche in der Psyche von Verbrechen“ Prof. Dr. Norbert Nedopil um eine Stellungnahme. Der ehemalige Leiter der Abteilung für**

**Forensische Psychiatrie an der Psychiatrischen Klinik der LMU verschaffte über 100 interessierten Besucherinnen und Besuchern nicht nur einen einmaligen Einblick in die aktuelle Forschungslandschaft, sondern diskutierte dabei auch eingängige Beispiele aus der Praxis: Wo liegt die Grenze zwischen krankheitsbedingt begangenen Straftaten und jenen Delikten, die noch in das breite Spektrum menschlicher Normalität fallen? Und was kann man tun, damit Täter nicht zu Wiederholungstätern werden?**

## Auf Fährtenuche in der Psyche von Verbrechen

Norbert Nedopil

### I. Wer ich bin und worum es geht

Vielleicht sollte ich zunächst ein wenig über mich erzählen. Ich bin forensischer Psychiater, d.h. ich bin ein Fachmann, der den Gerichten hilft zu beurteilen, ob ein Angeklagter krank und damit schuldunfähig ist oder ob er sich mental noch im breiten Spektrum der Normalität bewegt hat, als er seine Tat beging. Ich bin auch Fachmann für die Behandlung psychisch gestörter Täter und für die Vorbeugung von kriminellen Rückfällen. Wissenschaftlich und in der gutachterlichen Praxis habe ich mich u.a. mit Gewalt- und Sexualverbrechen, Mord und Totschlag, schwere Körperverletzung und Vergewaltigung und Fällen sexuellen Missbrauchs beschäftigt, also mit menschlicher Aggression und mit Deviationen von dem üblichen menschlichen Verhalten, welches für ein Zusammenleben notwendig und oft auch vergnüglich ist. Seit 1984 setze ich mich mit solchen Fällen auseinander und ich habe es aufgegeben, sie zu zählen.

Dieser Erfahrungshintergrund verschafft mir die Ehre, zu Vorträgen wie diesem eingeladen zu werden, weil sich ja viele Fragen an einen Fachmann, der Kriminalität und Straftäter analysiert, aufdrängen. Warum wird man kriminell, warum zum Mörder oder Vergewaltiger? Und wie geht man als Fachmann mit solchen Leuten um? Wie kann man zwischen böse und noch normal unterscheiden? Und was macht es mit einem selber, wenn man ständig mit solchen Schwerverbrechern umgeht? Wie sollen wir uns gegen das Böse wappnen und wie können wir es rechtzeitig erkennen, bevor es uns selber ereilt?

Manchmal ist es das Böse, manchmal der menschliche Abgrund, zu dem ich befragt werde und den ich ja besonders studiert haben soll. Ich habe ihn jetzt



Prof. Dr. Norbert Nedopil, ehem. Leiter der Abteilung für Forensische Psychiatrie an der Psychiatrischen Klinik der LMU München

einmal unsere dunkle Seite genannt, von der keiner so ganz verschont ist, aber die auch kaum einer so ganz auslebt. Natürlich ist „die dunkle Seite“ keine wissenschaftliche Antwort auf die vielen Fragen – und auch die Begriffe in den vielen Fragen, die mir gestellt werden, erschließen sich nicht wirklich dem wissenschaftlichen Zugang. In der medizinischen und psychologischen Wissenschaft sind „gut“ und „böse“, „Abgründe“ und „dunkle Seiten“ keine Begriffe, mit denen man sich auseinandersetzt.

Aber wir können uns überlegen, welcher Hintergrund hinter den Fragen

steckt. Es geht dann meist um Gewalt, Arglist, Übervorteilung, um die körperliche und seelische Verletzung anderer zum eigenen Vorteil, zur eigenen Lust und Befriedigung; es geht um die Missachtung gemeinsamer Vereinbarung, die uns das Zusammenleben ermöglichen und es zufriedenstellend gestalten sollen. Wir nennen diese Vereinbarungen Gesetze.

Dabei sticht Gewalt in gewisser Weise heraus, zumindest im Gesetz. Sie wird am härtesten bestraft. Sie sticht aber auch für den Wissenschaftler heraus: Sie ist am objektivsten erfassbar, zumindest dann, wenn man an physische Gewalt denkt. Darüber wissen wir auch am meisten. Dass es auch andere Arten von Gewalt und andere dunkle Seiten gibt, soll natürlich nicht vergessen werden.

Fragt man sich nach den häufigsten Ursachen von Gewalt, so sind das, wie Thomas Hobbes schon 1651 im *Leviathan* geschrieben hat:

1. *Competition*, also Gier und Neid, resultierend aus Konkurrenz und Wettbewerb. (Ich bin genau so stark und gut, ich will das auch haben, ich gönne es dem anderen nicht usw., deswegen nehme ich es mir – und notfalls mit Gewalt)

2. *Diffidence*, also Sicherheit und Gefahrenabwehr, resultierend aus Zaghaftheit und Ängstlichkeit. (Der bedroht mich, gegen den muss ich mich wehren, Angriff ist die beste Verteidigung usw.)

3. *Glory*, also Ruhm und Ehre, die bei Kränkungen nach Genugtuung verlangen. (Der beleidigt mich, der weiß nicht, wie mächtig ich bin, da muss ich Ehre und Respekt verlangen und ich muss mich für die Kränkung rächen)

Für diese drei Gründe, nämlich *Neid*, *Angst* und *Ehre*, zogen Menschen in den Krieg. Und das war bei manchen Menschen und in manchen Gesellschaftsschichten noch bis zum Ersten Weltkrieg so. Der Krieg war eine glorreiche Angelegenheit, bei der man um Ruhm und Ehre kämpfte und der von einigen als Reinigungsmöglichkeit (Katharsis) für die Nation angesehen wurde. Und manche haben in der Vergangenheit nicht nur für den Frieden gebetet, sondern um Gottes Segen für den Sieg gefleht.

### II. Dissozialität

Demnach muss die dunkle Seite woanders liegen als bei Neid, Angst und Ehre. Vielleicht sollten wir auch heute noch oder heute wieder auch von Dissozialität sprechen, also von Verhaltensweisen, die dem gesellschaftlichen und zwischenmenschlichen Zusammenleben nicht nur im Weg stehen, sondern ihm Schaden zufügen.

Dissozialität ist aus psychiatrischer Perspektive gekennzeichnet durch den Mangel an Einfühlungsvermögen oder neudeutsch Empathie, durch Unvermögen, längerfristige Bindungen aufrechtzuerhalten, durch geringe Frustrationstoleranz und durch die Neigung zu aggressivem und gewalttätigem Ausagieren. Dissoziale Menschen empfinden keine Schuld. Sie sind kaum in der Lage, aus Erfahrungen zu lernen. Sie rationalisieren ihr Fehlverhalten oder beschuldigen andere als dessen Urheber. Ihre Impulskontrolle ist gering, sie erscheinen kontinuierlich gereizt.

Der Mensch ist zwar nicht genetisch auf seine dunkle Seite festgelegt, aber irgendwie könnte man den Eindruck gewinnen, dass manche Menschen kaum Chancen gehabt haben. Sie gehören oft zu den sogenannten „early starters“, aus denen häufig „life time persistent antisocials“ werden. Die Wissenschaft hat aber auch gezeigt, dass die meisten von ihnen auch wandlungsfähig sind, wenn frühe unsere Erbanlagen und unsere frühe Prägung nicht zu vernachlässigen sind.

Das heutige psychiatrische Krankheits- und auch das Verhaltensmodell ist ein biopsychosoziales. Damit ist weit mehr gemeint, als dass biologische, psychologische und soziale Faktoren zusammenspielen, um Verhaltensdispositionen zu prägen. Vielmehr lassen sich spezifische Interaktionen, Vulnerabilitäten und Entwicklungslinien aufgrund dieses Modells beschreiben und zumindest retrospektiv auch analysieren.

Nach unserem Wissen über die Genetik haben unsere Erbanlagen die ganze Evolution bis zum homo sapiens überlebt und sich als überlebensfähig erwiesen. Sie bilden die Basis der individuellen DNA-Struktur des einzelnen Menschen und sind die biologische Grundlage seiner Disposition. Diese genetischen Anlagen treten in Wechselwirkung mit den Umgebungsfaktoren und formen von Anfang an die individuellen Erfahrungen, die im Gedächtnis verankert werden. Genetische Disposition in Interaktion mit der Sozialentwicklung bedingen im Laufe der Zeit eine dauerhafte Persönlichkeitsakzentuierung, die sich durch spezifische Wahrnehmungsfokussierung, emotionale Reaktionsweisen und Verhaltensbereitschaften auszeichnet und durch individuelle Gedächtnisinhalte geprägt ist. In jeder neuen Situation beeinflussen Persönlichkeit und Gedächtnisinhalte die Informationsverarbeitung und die emotionalen Reaktionen, ohne dass der Mensch sich dessen bewusst wird. Das hieraus resultierende Verhalten ist somit wesentlich von Faktoren bestimmt, deren sich der Betreffende in der jeweiligen Situation nicht bewusst ist. Ergänzt man dieses Modell um die neueren Erkenntnisse der Entwicklungsbiologie, so sind die Besonderheiten der Gehirnentwicklung ebenso wie die perinatalen Belastungsfaktoren und die spezifische Bindungsform als weitere Einflussfaktoren zu berücksichtigen, welche die individuelle Verhaltensdisposition formen, ohne dass der Mensch Einfluss auf diese Faktoren hätte.

Dieses Modell greift aber immer noch zu kurz, um die Beziehung zwischen Genetik und Umwelt ausreichend zu erfassen. Genetische Studien haben seit langem belegt, dass genetische Disposition und Umwelt nicht zufällig aufeinander treffen, sondern Gene sich „die Umwelt suchen“, in der sie sich am ehesten entfalten können. Geht man – um am Beispiel der dissozialen Persönlichkeit zu bleiben – von einer Frau aus, die aufgrund ihrer genetischen Disposition zu „novelty seeking“ neigt, also ein geringes Durchhaltevermögen hat, impulsiv ist, durch Schaden und Schmerzen wenig berührt ist und zu Substanzmissbrauch neigt: Eine solche Frau wird mit sehr viel größerer Wahrscheinlichkeit ihren Partner in der sozialen Randständigkeit finden als anderswo; sie wird mit größerer Wahrscheinlichkeit einen Mann finden, der ähnliche Gene hat wie sie selber, also u.a. abenteuerlustig und impulsiv. In der Genetik wird dies als „assortative mating“ bezeichnet. Ein Kind dieses Paares vereint die Gene beider Elternteile, und somit auch die Gene, welche die Grundlage für „novelty seeking“ und Impulsivität bilden.

Das Risiko dieser Kinder, durch den Substanz- und Nikotinmissbrauch der Mutter oder durch deren Fehlernährung während der Schwangerschaft Schaden zu erleiden, ist erhöht. Kinder aus solchen Beziehungen haben eine erhöhte Rate fetaler Schädigungen. Sie sind aber nicht nur bis zu ihrer Geburt vermehrten Belastungen ausgesetzt, ihnen fehlt auch häufig die intakte Familie als protektiver Faktor; sie haben von Anfang an in ihren Eltern aggressive und dissoziale Vorbilder und erleben bereits als Säuglinge die Ablehnung, Launenhaftigkeit und Gleichgültigkeit ihrer Eltern.



Foto: Alamy Stock, Maksym Yemelyanov

Die Verurteilung von Straftätern erfolgt heute nicht mehr bloß nach Maßgabe des Gesetzbuches, sondern immer häufiger auch auf Grundlage medizinischer Gutachten.

Diese *passive Interaktion* führt zu auffälligem Verhalten dieser Kleinkinder, z. B. zu Verweigerung oder Aggression. Solches Verhalten wiederum ruft Ablehnung und Zurückweisung von Seiten der erwachsenen Bezugspersonen hervor. Die Entwicklungspsychologie nennt dies evokative Interaktion: sie verhindert, dass die Kinder emotionale Beziehungen aufbauen und Loyalität entwickeln können. Dadurch verstärkt sich das störende und abweisende Fehlverhalten. Schließlich kommt es zu einer aktiven Interaktion, das heißt: Die Kinder suchen Erfahrungen, welche ihrer genetisch bedingten Disposition (z. B. „Novelty seeking“) entsprechen und nicht durch andere Dispositionen

(z. B. „harm avoidance“, d. h. Vermeiden von Schaden und Schmerzen) gehemmt werden. Sie sind abenteuerlustig, machen waghalsige Mutproben, suchen nach einem Kick, versuchen, Langeweile zu vermeiden, indem sie Grenzen und insbesondere solche, die durch gesellschaftliche Regeln vorgegeben sind, überschreiten. Durch diese Interaktionen erwerben sie ein eingeschliffenes dissoziales Verhaltensmuster, welches den genetisch bedingten Bedürfnissen entspricht und durch die Struktur der genetisch festgelegten Temperamente begünstigt wird.

In der Psychiatrie geht es bei einer solchen Entwicklung um die Entstehungsbedingungen einer Störung, in der

Psychologie um das Verständnis von Verhaltensdispositionen, nicht aber um die Bestimmbarkeit eines konkreten Verhaltens in einer konkreten Situation. Dieses Wissen wird heute genutzt, um den Risiken, die mit diesen Verhaltensdispositionen verbunden sind, vorzubeugen. Risiken bestehen z. B. darin, dass solche Menschen Abenteuer suchen, weil ihnen sonst sehr schnell langweilig wird, dass sie impulsiv handeln, ohne die Folgen zu berücksichtigen oder es schwer haben, aus Erfahrungen zu lernen. Mittlerweile hat sich herausgestellt, dass das analytische Aufarbeiten ihrer miserablen Jugend ebenso wenig hilft wie rigide Umerziehungsprogramme, dass aber gezielte kognitive Verhaltenstherapie durchaus effektiv ist. Damit kann eine gewisse Umstrukturierung der Denkweisen und Verhaltensstile erreicht werden. Dazu gehört auch die Übernahme einer individuell sinnstiftenden Aufgabe und das Erreichen einer Lebenssituation, die subjektiv so befriedigend ist, dass ihr Verlust für den Betroffenen sehr schmerzlich wäre. Dazu führt auch, dass der Mensch dann darauf verzichtet, Risiken einzugehen, die er früher bedenkenlos eingegangen wäre. Therapiestudien zeigen, dass dieses Ziel von vielen auch tatsächlich erreicht werden kann.

### III. Familienkonflikte

Wenn wir uns mit Mord und Totschlag befassen, müssen wir aber noch eine ganz andere Tätergruppe ins Blickfeld nehmen. Die meisten Tötungsdelikte passieren in der engeren Familie und sie werden nicht von dissozialen Menschen begangen. Und auch die meisten Serientötungen werden nicht von Menschen verursacht, die wir von vornherein als dissozial identifizieren würden. Denken wir nur an den Krankenpfleger aus Oldenburg oder an manche Frauen, die sich ihrer Männer auf diese Weise entledigt haben.

Wenn man sich viele Fälle innerfamiliärer Gewalt vorstellt, werden die

dunklen Seiten, die hinter derartigen Gewaltdelikten stehen, deutlich – und kaum einer mag sagen, dass uns ähnliches ganz fremd wäre.

Wenn Sie die Medien betrachten und meinen Ausführungen folgen, entsteht leicht der Eindruck, dass Gewalt und Kriminalität vor allem ein Problem der Männer sind. Und wenn man die Zahlen der Kriminalstatistik anschaut, ist das auch richtig. Lediglich ca. 10% der registrierten Kriminalität, 5 bis 10% der Gewaltdelikte und kaum 2% der Sexualstraftaten werden von Frauen begangen. Gibt es somit diese dunkle Seite bei Frauen nicht? Ganz so einseitig sollten wir die Welt aber nicht betrachten.

Als man Gewalthandlungen in psychiatrischen Kliniken analysierte, solange es noch nach Geschlecht getrennte Stationen gab, war das Leben auf den Frauenstationen gefährlicher als auf der Männerseite. Auch wenn man Gewalt in Partnerschaften anhand großer Befragungen untersucht, unterscheiden sich Männer und Frauen kaum in Bezug auf Häufigkeit und Ausmaß aggressiver Handlungen. Die spezifische Beforschung von Gewalt bei Frauen steckt allerdings erst in den Anfängen. Was man mittlerweile aber weiß: Gewalt von Frauen schaut anders aus, sie dringt kaum an die Öffentlichkeit und ist versteckter. Das hat sowohl mit der genetischen und biologischen Ausstattung als auch mit der Sozialisation zu tun. Eines der häufigsten weiblichen Aggressionsmuster ist die Rufschädigung und der subversive soziale Ausschluss des Konkurrenten bzw. der Konkurrentin. Mir fehlt jetzt die Zeit, um Ihnen mehr davon zu erzählen. Wir sollten das Problem aber nicht unterschätzen, da wir uns auch in Zusammenhang mit der erfreulichen Integration von Frauen in die Arbeitswelt mit diesen Fragen auseinandersetzen sollten.

Ich will die verbleibende Zeit aber noch nutzen, um Ihnen mitzuteilen, warum ich mich trotz meiner fast täglichen Beschäftigung mit den dunklen Seiten in unserer Gesellschaft ganz gelassen und zufrieden in dieser Welt bewege. Dazu ein Zitat von Barack Obama aus dem Jahr 2016: „If you had to choose a moment in history to be born, and you did not know ahead of time who you would be – you did not know whether you were born into a wealthy family or a poor family, what country you'd be born in, whether you would be a man or a woman – if you had to choose blindly what moment you'd want to be born, you would choose now.“

Tatsächlich sind die uns umgebenden Gefahren, auch jene der Kriminalität, heute geringer als je zuvor in der Weltgeschichte. Die dunklen Seiten unserer Mitmenschen – auch unsere eigenen – sind bei weitem nicht mehr so schwarz wie früher. Wir brauchen keine Rache und kein Blut, um uns auszusöhnen, keine Todesstrafe und keine Folter, um Gerechtigkeit anzustreben. Die Zahl der Wegelagerer und Diebe, jene der Triebtäter und Kinderschänder hat trotzdem oder gerade deswegen abgenommen, und zwar in einem früher nicht für möglich gehaltenen Umfang. Dazu hat uns Wachsamkeit, ein Regelwerk, dem wir vertrauen und manches andere, was wir als Zivilisation bezeichnen, verholfen.

Wir müssen aber stets darauf bedacht sein, dass das dünne Eis der Zivilisation nicht wegschmilzt oder einbricht. Wir müssen also wachsam bleiben – dann können wir auch ohne Angst vor den dunklen Seiten, die es auch und immer noch bei uns und in unserer Umgebung gibt, gut leben. □



Im weiteren Verlauf des Abends stand Professor Nedopil dem Publikum Rede und Antwort.

# Das „Darknet“. Bedrohung unserer Zivilisation oder Tor zur Freiheit?

Zu ihrem mittlerweile bereits fünften „Digitalen Salon“ hatte die Katholische Akademie Bayern am Montag, den 5. November 2018, eingeladen. Der Digitale Salon findet seit 2016 statt und zielt darauf ab, über das Internet als Phänomen nachzudenken, über Folgen der Digitalisierung zu reflektieren und unterschiedliche Positionen ins Gespräch zu bringen. Dieses Mal ging es um das Darknet, von dem viele schon gehört haben, von dem die meisten aber nichts Genaueres wissen als dass man sich dort auf Marktplätzen illegale Waren beschaffen kann. Relativ unbekannt ist dagegen, dass das Darknet auch einen Ort der politischen Freiheit und der bürgerlichen Selbstverteidigung bietet. In Überwachungsstaaten gibt es für Dissidenten sogar die Möglichkeit, sich mittels des Darknets der Observation durch Regierungen zu entziehen.

Moderiert wurde das Gespräch zwischen zwei freien Journalisten und einem Rechtswissenschaftler wie immer von Dr. Alexander Pschera, Publizist und Geschäftsführer bei „maisberger“, auf dessen Idee auch das Gesamtkonzept des Digitalen Salons zurückgeht.

Zunächst führte der Berliner Journalist Stefan Mey ein wenig in die Grundlagen des Darknets ein. Seine grundlegende Bedeutung liegt in der Abschottung vom normalen Internet und der Anonymität für alle Beteiligten, also nicht nur für die Nutzer, sondern auch für die Anbieter. Das bekannteste Projekt, das Zugang zum Darknet herstelle, sei „TOR“, abgekürzt für „The Onion Router“, da sich der Erfinder das Projekt

wie eine Zwiebel vorstellte, deren Kern durch mehrere Schichten geschützt wird. Daher lautet die Endung der Adressen im Darknet auch – statt „.com“ oder „.de“ – einfach „.onion“.

TOR habe seinen Sitz in Amerika und ließe sich wie eine Mischung aus Amnesty International und Wikipedia beschreiben, so Mey; dabei sei es erstaunlicherweise aber auch aus Töpfen der US-Regierung mitgefördert. TOR hat ein Netzwerk von tausenden Knoten rund um die Welt und verbindet über einen speziellen Browser eine IP-Adresse mit der anderen über mindestens drei Knoten, wobei jeweils ein Knoten nur seinen vorherigen und seinen nachfolgenden identifizieren kann, eine komplette Rückverfolgung in beide Richtungen aber unmöglich ist. Das mache es leichter, Zensur zu umgehen, da auch ein Anbieter nicht blockiert werden kann.

Am bekanntesten sei die Funktion des Darknets als Marktplatz, so Mey, auf dem man sich relativ leicht verschreibungspflichtige Medikamente, Drogen, Waffen, Falschgeld, gefälschte Pässe oder kinderpornographische Inhalte beschaffen könne. Daneben werde das Darknet aber auch zu exklusiven, teils selbstreferentiellen Informationen über das Darknet genutzt, ferner als Programmbaustein für Messengerdienste wie BRIAR, mit denen eine nicht rückverfolgbare Kommunikation zwischen zwei Adressen möglich sei. Zudem würden Zeitungen wie die „New York Times“, der „Guardian“ oder die „taz“ auf ihren Internetauftritten „alternative

Zugangstüren“ über das Darknet für sogenannte „Whistleblower“, wie es beispielsweise Edward Snowden ist, bereitstellen und so zu exklusiven Informationen gelangen.

Doch trotz aller Aktivität sei das Darknet bisher vergleichsweise klein: es gebe etwa 100.000 Onion-Adressen und 50.000 bis 100.000 Nutzer am Tag, was im Vergleich zum Internet extrem gering sei. Bei der heutigen Überwachungsmaschinerie bzw. der Datensammlung der halben Menschheit bei einigen wenigen Firmen wie Google, Amazon oder Facebook sei es aber sinnvoll, über eine größere Nutzung des Darknets als geschütztem Raum nachzudenken.

Dr. Christian Rückert, Dozent am Lehrstuhl für Strafrecht, Strafprozessrecht, Internationales Strafrecht und Völkerrecht der Universität Erlangen-Nürnberg, ordnete das Darknet juristisch ein und sprach zu den rechtlichen und ethischen Herausforderungen bei der Strafverfolgung im Darknet. Dazu ging er zunächst nochmals auf die bereits von Stefan Mey erwähnten Marktplätze und Handelsplattformen ein, die inzwischen derart professionalisiert worden seien, dass er selbst dafür den Ausdruck „Amazon Crime“ benutze. Sei vor der Etablierung des Darknets die Herstellung und der Vertrieb von falschen Geldscheinen praktisch gegen Null gegangen, habe die Falschgeldkriminalität seit dem Darknet massiv zugenommen.

Kriminelle und zu verfolgende Tatbestände seien vor allem der Handel mit illegalen Waren wie Betäubungsmitteln, Waffen und Drogen sowie Kinderpor-

nographie. Ein neuer Straftatbestand solle künftig eventuell allein schon das Betreiben einer Seite sein, die Anderen als Handelsplattform zur Verfügung gestellt würde, denn bisher kommen die Seitenbetreiber wegen Beihilfe mit recht geringen Strafen davon. Allerdings, so Rückert, müsse man dann eigentlich auch eine allgemein genutzte Plattform wie „ebay“ kriminalisieren, denn sie stelle den größten Absatzmarkt für Hehlerware dar.

Seitens der Ermittlungsbehörden werde inzwischen immer mehr aufgerüstet, es gebe spezialisierte Einheiten beim Bundeskriminalamt und beim Zoll sowie Schwerpunktstaatsanwaltschaften. Auch sogenannte IT-Forensiker würden vermehrt eingesetzt. Ein Zentrum für Bayern entstehe hier gerade in Bamberg.

Da die Anonymität der Inhalte und das Bezahlen mit Bitcoins die Ermittlungen erschweren würden, werde auf gute alte Polizeiarbeit zurückgegriffen, indem beispielsweise Postsendungen kontrolliert würden. Nach wie vor müssten Waren wie Drogen per Post vom Absender zum Empfänger gelangen, deshalb seien Dienste wie DHL, Hermes u. ä. derzeit Deutschlands größte Drogenkuriere, wenn auch unwissentlich. Da aber vor kurzem das Zollverwaltungsrecht verschärft wurde, dürften nun Pakete in den entsprechenden Paketzentren geöffnet und nach illegalen Inhalten untersucht werden. Ebenfalls zum Einsatz käme die sogenannte „Retrograde Abfrage von Sendungsdaten“. Aus umsatzsteuerlichen



Die Diskutanten: Gastgeber Dr. Alexander Pschera, Stefan Mey, Dr. Christian Rückert und Daniel Moßbrucker (v.l.n.r.).



Foto: CHROMORANGE/Christian Ohde/alamy stock

*Das „Darknet“ hat auch sehr viele helle Stellen – die Fachleute beim Digitalen Salon sahen daher diesen Teil des Netzes überwiegend positiv.*

Gründen müssten Dienste wie DHL oder Hermes Bestelldaten von Kunden bis zu zehn Jahre speichern, weswegen dieser Bestand inzwischen wertvoll für die Strafverfolgungsbehörden sei.

Daneben gebe es Cyberermittlungsmaßnahmen wie Online-Streifen und virtuelle verdeckte Ermittlungen, bei denen beispielsweise testweise Drogen bestellt und auf dem Postpaket dann möglicherweise Fingerabdrücke eines unvorsichtigen Absenders gefunden würden. Eine Ansatzmöglichkeit, selbst den TOR-Browser zu umgehen, sieht Rückert im sogenannten Zeitkorrelationsangriff und im Browserfingerprinting. Beim Zeitkorrelationsangriff wird geschaut, ob zu einem bestimmten Zeitpunkt zwei Leitungen gleichzeitig aktiv sind. Kommt dies mehrere tausend Male vor, könne man, grob gesagt, irgendwann davon ausgehen, dass diese beiden Leitungen miteinander kommunizieren und dann Rückschlüsse auf deren Aktivitäten ziehen. Beim Browserfingerprinting werden die Daten ausgelesen, die ein Endgerät mitschickt, wie der Markenname des Geräts oder die Bildschirm-einstellungen, und dann werden aus diesen Daten Rückschlüsse gezogen.

Letztendlich plädierte Rückert gegen ein pauschales Verbot des Darknets, da dies zum einen schon technisch unmöglich sei, und zum anderen in Deutschland ein Grundrecht auf Anonymität bestehe. Eine höhere Kriminalisierung führe außerdem schnell zu Kollateralschäden bei Plattformen, die sich rein politisch engagierten. Endkunden im Darknet sollten dennoch keinen Freibrief bekommen, sondern sich bewusst sein, dass die Strafverfolgungsbehörden

aufmerksam sind; und er selbst, so Rückert, arbeite als Jurist daran mit, dass die Methoden der Strafverfolgung datensensibler und grundrechtschonender würden.

Zum Schluss ging der Berliner Journalist Daniel Moßbrucker auf „die helle Seite im dunklen Netz“ ein – „und was noch fehlt, damit das Darknet für die Masse attraktiv wird“. Neben den Themen Digitalisierung, Überwachung und Datenschutz ist er seit längerer Zeit bei „Reporter ohne Grenzen“ aktiv und betreibt neben der üblichen Basisarbeit auch politischen Aktivismus und ist in Gesetzgebungsverfahren involviert. Anhand zweier Beispiele aus Marokko und China verdeutlichte Moßbrucker in seinem Statement die Situation politischer Dissidenten und Exil-Journalisten, die über das Darknet Informationen austauschen oder Zugriff auf westliche Suchmaschinen bekommen. Auch nutzen diese das Netzwerk von TOR für das Ablegen von Daten, falls die örtliche Polizei in der eigenen Wohnung eine Durchsuchung vornimmt.

Doch selbst in Zeiten von TOR gelinge es verschiedenen Ländern inzwischen, den Zugang zu diesem anonymisierten Netzwerk für Nutzer zu blockieren, doch sei es ebenso technisch möglich, durch „TOR Bridges“ diese Blockaden zu umgehen. Davon würden die Nutzer hauptsächlich im Iran, in Ägypten und vermehrt auch in der Türkei Gebrauch machen.

In den Augen westlicher Medien stehe das Darknet für eine Art „Parallelwelt für alles Gute in der Welt“, insbesondere für die Whistleblower, doch momentan stehe es, gerade im Bereich

des Journalismus, mehr für eine Brückentechnologie: es gebe wenige Medien, die selbst aus Ländern wie Iran, Ägypten oder Türkei berichteten, dafür vielmehr die Informationen von Exiljournalisten nutzten, deren heimliche Hauptstadt im Moment Berlin sei.

Das Darknet insgesamt, so Moßbrucker, sei für den großen Einsatz (noch) ungeeignet, da es keine nennenswerte Reichweite habe, weil es zu wenige Nutzer habe, und technisch teilweise zu langsam sei. Relevante Inhalte müssten langfristig ins normale Internet eingespeist werden, um viele Menschen zu erreichen. Dennoch sieht er eine Möglichkeit, das Darknet mehr zum Mainstream zu machen, was er am Beispiel von Messengerdiensten wie WhatsApp, Signal oder dem Facebook Messenger verdeutlichte: bisher würden dort nur die ausgetauschten Inhalte verschlüsselt, d.h. man wisse nicht, was zwei Menschen kommunizieren, aber man sähe nach wie vor anhand der IP-Adressen und anderer Metadaten genau, wer mit wem kommuniziere. Deshalb flögen auch Journalisten nach wie vor auf, die diese Messengerdienste nutzten. Verschlüsselten diese Dienste auch die Metadaten, käme es zu einer neuen Form von Anonymisierung, so dass ein viel höherer Datenschutz für alle gegeben sei. Es gebe sogar bereits ein EU-gefördertes Forschungsprojekt, das daran arbeite, die Darknet-Technologie in bereits bestehende Systeme zu implementieren statt ständig Neues zu entwickeln – so könnte diese Technologie irgendwann ganz regulärer Bestandteil moderner Kommunikation sein. □



*Akademiestudienleiterin Dr. Astrid Schilling, die die Reihe Digitaler Salon verantwortet, begrüßte die rund 80 Teilnehmerinnen und Teilnehmer.*



# Der Koran

Nach Auffassung der islamischen Tradition besteht der Koran aus Offenbarungen, die Gott dem Propheten Muhammad zur Verkündigung herabsandte. Vor diesem Hintergrund mag es überraschen, dass der Koran aber keinem Monolog ähnelt, sondern vielmehr dem Zusammenspiel unterschiedlichster Dialoge gleicht. Doch wie ist dieses Verhältnis von Ein- und Mehrstimmigkeit genau zu verstehen? Um dies zu klären, bat die Katholische Akademie in Bayern Prof. Dr. Georges

Tamer, Professor für Orientalische Philologie und Islamwissenschaft an der Universität Erlangen-Nürnberg, am Abend des 7. Dezember 2018 zu Vortrag und Gespräch. Unter dem Titel „Der Koran. Ein vielstimmiges Buch“ formulierte Tamer unter anderem die Einsicht, dass das hermeneutisch konstituierte Gesamtbild den Koran als ein dichtes Netzwerk von Sprechern zeigt, die diskursiv die Gesamtheit göttlicher Sprache bilden.

## Ein vielstimmiges Buch

Georges Tamer

Die Beschäftigung mit dem Koran in Europa stand lange Zeit unter dem Druck politischer und militärischer Konfrontation mit muslimischen Staaten und Heeren. Als das religiöse Buch von Feinden, die die Existenz der Christenheit ernsthaft gefährden, aufgefasst wurde, er nicht nur in polemischen Werken meistens als ein Teufelswerk voll sinnentstellten Seltsamkeiten verworfen. Selbst das Interesse an seiner Übersetzung rührte aus der Absicht, ihn zu widerlegen und seine Aussagen als falsch zu entlarven. Ein bekanntes Beispiel für einen solchen Umgang mit dem heiligen Buch des Islam bietet Nikolaus von Kues, der sich im Winter 1460/61 mit dem Koran unter dem Schock beschäftigte, der durch den Fall Konstantinopels sieben Jahre zuvor die damalige Christenheit erfasst hatte. In seiner Papst Pius II. gewidmeten „Sichtung des Korans“ (*Cribratio Alkorani*) bemüht sich Cusanus, „das Gesetzbuch der Araber“ zu verstehen. Ihm liegt die 1143 – also kurz vor dem zweiten Kreuzzug, der 1147 begann, – von Robert von Ketton im Auftrag von Petrus Venerabilis besorgte lateinische Übersetzung des Korans vor. Von christlichem Glaubenseifer motiviert, siebt Cusanus den Koran, den er als ein heterogenes Amalgam aus jüdischen, häretisch-christlichen und heidnischen Überlieferungen betrachtet, um Elemente herauszufiltern, die ihm helfen sollten, die christliche Lehre zu verteidigen. Dieser liegt eine weitere Absicht nahe: Muslime zum wahren, nämlich dem christlichen Glauben hinzuführen. Nikolaus von Kues gehörte zu einer langen, schon im 8. Jahrhundert begonnenen, im christlichen Osten und Westen betriebenen Tradition der Polemik und Apologetik gegen den Islam, seinen Propheten und vor allem sein Buch.



Prof. Dr. Georges Tamer, Lehrstuhl für Orientalische Philologie und Islamwissenschaft an der Universität Erlangen Nürnberg

### I. Anfänge der deutschsprachigen Koranrezeption

Also auch als Folge der damaligen politischen Großwetterlage erschien 1772 in Frankfurt am Main die erste deutsche Koranübersetzung aus dem Arabischen von David Friedrich Megerlin unter dem Titel „Die türkische Bibel“. Das Islambild hierzulande wurde damals von den Türkenkriegen geprägt.

Goethe, der diese Übersetzung als „elende Produktion“ bezeichnete, schilderte 1819 in den „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans“ seine komplexe Haltung zum Koran. Demnach sei dieser ein Buch, „das uns, so oft wir auch

daran gehen, immer von neuem anwidert, dann aber anzieht, in Erstaunen setzt und am Ende Verehrung abnötigt.“ Diese Aussage markiert eine neue Phase der Wahrnehmung des Korans im deutschsprachigen Raum, die nun immer weniger religiöse Polemik und Apologetik in den Vordergrund stellt und stattdessen eher ästhetische wie auch religionshistorische Interessen verfolgt. Zu diesem Perspektivenwechsel trug sicherlich bei, dass ab etwa Mitte des 17. Jahrhunderts an europäischen Universitäten die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Orient, seinen Sprachen und Religionen ansetzte. Diese Beschäftigung erhielt später durchaus romantisierende Züge, nicht zuletzt im Werk des Dichters und Orientalisten Friedrich Rückert, der während seiner Tätigkeit an der Universität Erlangen von 1826 bis 1841 umfangreiche Teile des Korans dichterisch ins Deutsche übertrug.

Mit seinem bahnbrechenden Werk *Geschichte des Korans* von 1860 etablierte Theodor Nöldeke die historisch-kritische Methode der Koranforschung. Die zweite Auflage des Werkes in drei Teilen, von Friedrich Schwally und anderen Schülern Nöldekes bearbeitet, in den Jahren 1909, 1919 und 1938 sukzessive erschienen, gilt nach wie vor als das solide Fundament der modernen Koranhermeneutik. Inzwischen genießt der Koran in Europa und Nordamerika vielfältiges Interesse von Wissenschaftlern, die seine Entstehung im Kontext, seine Intertextualität mit den beiden Testamenten der Bibel sowie mit jüdischen und christlichen Werken der Spätantike behandeln und auch hellenistische Bilder und Gedanken in diesem arabischen Buch aufdecken. Neue Forschungsprojekte, wissenschaftliche Gesellschaften und Zeitschriften widmen sich dem Koran. Die Ergebnisse neuerer Forschung werden in zahlreichen Publikationen dokumentiert. Auch sind in den letzten Jahren nicht wenige neue Koranübersetzungen erschienen. Aus divergenten Motiven heraus läuft die Beschäftigung mit dem Koran gegenwärtig auf Hochtouren. So bringt z. B. der versöhnliche Eifer eine renommierte Stimme auf dem Gebiet dazu, den Koran als ein europäisches Buch zu deklarieren. Eine andere provozierende Stimme will dagegen dem Koran eine syrisch-aramäische Version des Textes zugrundelegen. Im Zeitalter betonter Diversität richten sich Blicke aus vielen unterschiedlichen Fachrichtungen auf den Koran; und er hat der Forschung noch reichlich viel zu bieten.

### II. Entstehungsgeschichte des Koran

In einem arabischen, ideengeschichtlich heterogenen Kontext entstanden, in dem neben paganen – arabischen und persischen – auch jüdische und christliche Überlieferungen unterschiedlicher Prägung kursierten, ist der Koran alles andere als ein monolithisches Werk – weder sprachlich noch inhaltlich. Die recht frühen, in Mekka verkündeten Suren unterscheiden sich im Stil und Inhalt so sehr von den späteren in Medina entstandenen Suren, dass man mehrere Autoren hinter diesen Texten vermuten würde, würde man den Koran nicht als eine Offenbarung, sondern als ein Menschenwerk auffassen. Diese Diskussion ist aber nicht Thema der gegenwärtigen Betrachtung.

Bei den folgenden Überlegungen gehe ich von der hermeneutischen Grundannahme aus, dass der Koran eine arabische Verkündigung aus der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts ist, in der weitgehend auf die Bibel und die darauf basierende religiöse Literatur des östlichen Christentums und Judentums rekurriert wird. Nach islamischem Glauben wurde der Koran vom Propheten

Muhammad verkündet; dieser soll ab dem Jahre 610 bis zu seinem Tod in 632 vom Engel Gabriel göttliche Offenbarungen mündlich empfangen haben, die er seinem Umfeld ebenfalls mündlich mitteilte. Die verkündeten Passagen variieren stark in Länge und Inhalt; sie wurden wiederholt rezitiert und mündlich tradiert. Nicht zufällig heißt dieses Werk *qurʿān*, ein aus dem Syrisch-Aramäischen abgeleitetes Wort im Sinne von Rezitation. Im Koran selbst wird dieser Begriff hauptsächlich in drei Bedeutungen verwendet. Diese sind: der Akt der Rezitation (wie z. B. in Q 75:17-18), der partielle Gegenstand der Rezitation (Q 84:21) und schließlich die Gesamtheit der rezitierten Passagen (Q 9:111).

Damit gelangen wir zum Thema der Vielstimmigkeit des Korans. Sie begleitet ihn von Beginn an. Der große Koranglehrte as-Suyūṭī (gest. 1505 in Kairo) stellt in seinem summarischen Kompendium der Koranwissenschaften *al-Itqān fi ʿulūm al-qurʿān* (Die Beherrschung der Koranwissenschaften) fest, dass Muhammad die Offenbarungen unter Glockengeläut, durch Inspiration des Heiligen Geistes in sein Herz, durch Gabriel in Menschengestalt oder unmittelbar von Gott im Traum oder im Wachzustand erhalten hat. Die Genese des Korans ist also schon auf der allerersten Ebene der ursprünglichen Mitteilung der Offenbarungen durch Vielstimmigkeit gekennzeichnet. Daher kann Muhammad mit Recht als der erste Interpret der offenbarten Mitteilungen betrachtet werden: Er nahm sie wahr, entdeckte ihren Sinn und vermittelte sie seinen Zuhörern auf eine sinnvolle Art und Weise. Dass dies der traditionell-islamischen Auffassung widerspricht, Muhammad sei bloß ein passives Medium der Offenbarung und Alphabet gewesen, sei im gegenwärtigen Zusammenhang dahingestellt. Doch welche Stimmen lässt der Koran selbst vernehmen?

### III. Die Stimme des Sprechers

Zuallererst ist die Stimme des koranischen Sprechers, die Stimme Gottes – dem Glauben nach – zu hören. In den gemäß der Tradition erstoffenbarten Versen fordert diese Stimme einen ungenannten Mann (der Überlieferung nach: Muhammad) auf, zu lesen, d. h. nach damaliger Gewohnheit laut zu lesen bzw. vorzutragen: „Trag vor im Namen deines Herrn, der schuf, den Menschen aus Geronnenem schuf! Trag vor! Denn dein Herr ist's, der hochgeehrte der mit dem Schreibrohr lehrte, den Menschen, was er nicht wusste, lehrte.“ (Q 96:1-5). (Wenn nicht anders angegeben, so stammen die Koranzitate aus: Hartmut Bobzin, *Der Koran*. München: C.H. Beck, 2. Auflage 2017.) Der koranische Sprecher befiehlt einem Menschen, zu sprechen. Dem traditionellen Bericht zufolge verneinte Muhammad, dass er lesen könne. Er hatte Recht: unabhängig davon, ob er des Lesens mächtig war oder nicht, verfügte er noch über keine Mitteilungen, die er hätte vorlesen können.

Folgenden Befehl soll der koranische Sprecher nach einer Weile Muhammad erteilt haben: „Du Eingehüllter! Steh auf und warne, und deinen Herrn, den preise, und deine Kleider, die reinige, und Unreinheit, die meide, und sei nicht mildtätig, auf Gegengaben hoffend, und harre deines Herrn!“ (Q 74:1-7). Der sich aus Angst und Ehrfurcht verhüllende Muhammad wird nun aufgefordert, seine prophetische Aufgabe wahrzunehmen. Dazu gehören innere Reinheit und Standhaftigkeit. Dem Befehl, den er als göttlich wahrnimmt, leistet er unverzüglich Folge.

Im Laufe der Verkündigung erteilt der koranische Sprecher dem Propheten

direkt Befehle mittels des Imperativs „*qul*“, „*sprich*, *sage*“, der im Koran 352 Mal vorkommt. An all diesen Stellen wird ihm wörtlich mitgeteilt, was er sagen soll. Ein berühmtes Beispiel ist Sure 112, *al-Ih̄lās*, ein Titel, der so viel wie das reine Glaubensbekenntnis der Einheit Gottes bedeutet: „*Sprich*: Gott ist Einer, Ein ewig reiner, Hat nicht gezeugt und ihn gezeugt hat keiner, Und nicht ihm gleich ist einer.“ (Q 112 in der Übersetzung von Friedrich Rückert).

Die Betonung der Einheit Gottes, der niemanden zeugte noch gezeugt wurde und dem niemand gleich ist, dürfte weniger eine Zurückweisung der heidnischen Vielgötterei als eine Ablehnung der christlichen Lehre von der Göttlichkeit Jesu Christi sein, der nach dem Nicaenum von Gott dem Vater gezeugt wurde, mit dem er eines Wesens ist.

An vielen Stellen legt der koranische Sprecher dem Propheten in den Mund, was er in Antwort auf praktische Fragen und theologische Argumente sagen soll. An einer markanten Stelle äußert sich der koranische Sprecher kritisch gegen Muhammad, der einen ihn suchenden Blinden vernachlässigend abwies und stattdessen seine Aufmerksamkeit einem reichen Mann schenkte: „*Er blickte finster drein und wandte sich ab, dass der Blinde sich an ihn gewandt. Was lässt dich wissen, ob er sich vielleicht noch läutere oder sich mahnen lasse, dass ihm die Mahnung nütze? Wer aber sich auf seinen Reichtum stützt, dem schenkst du Beachtung, und es stört dich nicht, dass er sich nicht läutert. Der aber, der eilends zu dir kommt und der Gott fürchtet, dem schenkst du keine Aufmerksamkeit.*“ (Q 80:1-10).

Der koranische Sprecher tritt nicht nur erzählend und befehlend auf. In frühen Suren spricht er Schwüre aus. Während Gott im Buch Genesis 22,16 bei sich selbst schwört, „*da er bei keinem Größeren schwören konnte*“, wie es später im Brief an die Hebräer 6,11 heißt, schwört der koranische Sprecher bei Naturphänomenen wie der Nacht, dem Morgen, der Sonne, dem Mond, aber auch bei den Feigen- und Ölbäumen, bei aufwirbelnd laufenden Pferden, beim Himmel und beim Gestirn, beim Tag der Auferstehung, dem Koran selbst und beim Herrn des Ostens und des Westens. Solche Schwüre könnten eine Fortsetzung des Brauchtums vorislamisch-arabischer Wahrsager sein, die der Überlieferung nach ähnliche Schwurformeln verwendet haben, damit ihre Aussagen glaubwürdig klingen. Sich dem Prinzip verpflichtend, die Menschen derart zu adressieren, dass sie geäußerte Aussagen verstehen können, eignet sich der koranische Sprecher offenkundig diese heidnische Praxis an, die in seinem Kontext geachtet und mit divinatorischen Fähigkeiten verbunden war, um seinen Zuhörern Glauben an seinen Aussagen abzugewinnen. Muhammad predigte zwar in der Wüste, er wusste jedoch genau, wie er sein Publikum ansprechen sollte. Sein Erfolg beruht zum Teil darauf.

#### IV. Die Stimme des Gegners

Neben dem koranischen Sprecher und dem Verkünder seiner Mitteilungen sprechen auch die Gegner in der unmittelbaren Umgebung der Verkündigung. Sie werden zitiert und widerlegt, wie die folgende Passage veranschaulicht. „*Doch manche Menschen sagen: ‚Wir glauben an Gott und an den Jüngsten Tag.‘ Sie glauben aber nicht. Sie suchen Gott zu betrügen und jene, welche glauben, betrügen aber nur sich selbst, ohne es zu merken. Eine Krankheit ist in ihren Herzen, ja, Gott lässt die Krankheit schlimmer werden. Schmerzhaft Strafe ist ihnen bestimmt – dafür, dass sie gelogen haben. Sagt man zu ihnen: ‚Rich-*

*tet auf der Erde kein Unheil an!‘, dann sagen sie: ‚Wir sind es doch, die Heil bewirken!‘ Doch sind nicht sie die Unheilstifter, ohne es zu merken? Sagt man zu ihnen: ‚Glaubt, wie die anderen glauben!‘, so sagen sie ‚Sollen wir denn wie die Toren glauben?‘ Doch sind nicht sie die Toren, ohne es zu wissen? Und wenn sie jene treffen, welche glauben, so sagen sie ‚Wir glauben!‘ Doch wenn sie dann mit ihren Satanen alleine sind, so sagen sie: ‚Wir sind auf eurer Seite! Wir sind ja doch nur Spötter!‘ Doch Gott wird seinen Spott mit ihnen treiben und sie in ihrem Aufruhr verblendet taumeln lassen. Die da den Irrweg kauften statt der Leitung, so dass ihr Handel kein Gewinn war und sie nicht rechtgeleitet waren.‘ (Q 2:8-16).*

Muhammads Gegner glaubten nicht, dass Menschen göttliche Boten sein könnten. Sie akzeptierten offensichtlich die Möglichkeit, von den Göttern Nachrichten zu erhalten, verbanden ein solches Ereignis jedoch mit göttlichen Erscheinungen, die Muhammad nicht anbieten konnte. Darin sahen sie einen Beweis dafür, dass seine Verkündigung nicht von Gott, sondern das Werk eines Dichters, eines Besessenen oder eines fremden Informanten sei. Sie wollten einem aus ihren eigenen Reihen keinen Glauben schenken. Sie sprachen: „*Einem Menschen, einem einzigen von uns, sollten wir folgen.*“ (Q 54:24).

Muhammad wird ebenfalls aus diesem Grund mit Ablehnung konfrontiert: „*Wir werden dir nicht eher glauben, als bis du aus der Erde eine Quelle für uns sprudeln lässt oder bis du einen Garten hast mit Dattelpalmen und Weinstöcken und dann bewirkst, dass zwischen ihnen Bäche sprudeln; oder bis du den Himmel – wie du behauptet hast – in Stücken über uns fallen lässt oder bis du Gott und die Engel beibringst als Bürgen oder bis du ein Haus hast voller Prunk oder gar in den Himmel aufsteigst. Und deinem Aufstieg werden wir nicht eher Glauben schenken, bis du ein Buch zu uns herniedersendest, das wir lesen können.‘ Sprich: ‚Preis sei Gott! Bin ich etwas anderes als ein menschlicher Gesandter?‘ Es hinderte die Menschen nichts daran zu glauben, als die Rechtleitung zu ihnen kam, als dass sie sagten: ‚Hat Gott uns etwa einen Menschen als Gesandten hergeschickt?‘“ (Q 17:90-94). Darin ähnelten Muhammads Gegner früheren Zweiflern: „*Dies deshalb, weil zu ihnen ihre Gesandten mit den Beweisen kamen. Sie aber sprachen: ‚Soll denn ein Mensch uns führen?‘ Da wurden sie ungläubig und wandten sich ab. Doch Gott ist sich selbst genug. Gott ist auf keinen angewiesen, er ist hoch zu rühmen.‘ (Q 64:6). Muhammads Antwort darauf lautet: ‚Sprich: ‚Ich sage nicht zu euch: ‚Gottes Vorratskammern sind bei mir!‘ Auch das Verborgene kenne ich nicht. Und ich sage nicht zu euch: ‚Ich bin ein Engel!‘ Ich folge nur dem, was mir eingegeben wird.‘ Sprich: ‚Stehen der Blinde und der Sehende auf einer Stufe?‘ Denkt ihr denn nicht nach?‘ (Q 6:50).**

Die ungläubigen Araber werden im Koran zitiert: „*Sie sagen: ‚Es gibt nichts anderes als unser Leben hier in dieser Welt. Wir sterben, und wir leben. Es ist allein die Zeit, die uns zugrunde richtet.‘ Doch haben sie kein Wissen darüber, sie gehen allein Vermutungen nach. Wenn ihnen unsere Verse als Beweise vorgetragen werden, dann ist ihr einziges Argument: ‚Bringt unsere Väter herbei, wenn ihr wahrhaftig seid.‘“ (Q 45:24-25). Sie bekunden an dieser Stelle ihre Überzeugung, dass es nur dieses Leben gibt und dass die schicksalhafte endlose Zeit die Quelle des Todes und allen Unheils ist, eine im vorislamischen Arabien offensichtlich verbreitete Auffassung, die wiederum eine*

wichtige Rolle bei der Entwicklung der koranischen Konzeption der menschlichen Willensfreiheit und göttlichen Prädestination spielt.

Auch die „*Buchbesitzer*“, das sind im Koran die Juden und die Christen, die über Offenbarungsbücher verfügen, kommen im Koran zu Wort. Mit ihnen wird debattiert; in diesem argumentativen Zusammenhang werden die theologischen Lehren des Korans entwickelt:

„*Sprich: ‚Ihr Buchbesitzer! Kommt her zu einem Wort zwischen uns und euch auf gleicher Ebene! Dass wir keinem dienen außer Gott, dass wir ihm nichts beigesellen und dass wir uns nicht untereinander zu Herren nehmen neben Gott! Und wenn sie sich abwenden, sprecht: ‚Bezeugt, dass wir ergeben sind!‘“ (Q 3:64).*

Und weiter heißt es: „*Ihr Buchbesitzer! Geht nicht zu weit in eurer Religion, und sagt nur die Wahrheit über Gott! Siehe, Christus Jesus, Marias Sohn, ist der Gesandte Gottes und sein Wort, das er an Maria richtete, und ist Geist von ihm. So glaubt an Gott und seine Gesandten und sagt nicht: ‚Drei!‘ Hört auf damit, es wäre für euch besser. Denn siehe, Gott ist ein Gott; fern sei es, dass er einen Sohn habe. Sein ist, was in den Himmeln und auf Erden ist. Gott genügt als Anwalt.‘ (Q 4:171).*

#### V. Die Stimme der Zeiten

Gleichsam bedeutend wie die Auseinandersetzung mit aktuellen Gesprächspartnern in der Gegenwart der Verkündigung ist die Erzählung von Geschichten aus altarabischen Traditionen sowie aus dem biblischen und postbiblischen Repertoire des Judentums und Christentums. Die Geschichten folgen einer bestimmten Typologie: Gott sendet einer Volksgemeinschaft einen Gesandten aus ihrer Mitte, er findet unter seinen Mitmenschen keine Zustimmung und wird sogar verfolgt, Gott interveniert und setzt schließlich seine Botschaft durch. Diese Geschichten machen einen Großteil des Korantextes aus. Bis auf die Geschichte Josephs, die nur einmal vollständig in Sure 12 erzählt wird, werden die Geschichten früherer biblischer und arabischer Propheten bruchstückhaft und zum Teil mit Wiederholungen erzählt. Der koranische Sprecher fungiert als Geschichtenerzähler, der für die Bildung Muhammads die Narrationen als Teil der Offenbarung mitteilt (Q 12:3). Vergangene Personen und Ereignisse werden narrativ in die aktuelle Gegenwart der Verkündigung eingebunden; Muhammad wird aufgefordert, sich ihrer zu erinnern (Q 19:2, 16). Der koranische Geschichtenerzähler berichtet nicht ausschließlich über vergangene Geschehen, sondern lässt seine Figuren direkt selbst sprechen; es entstehen lebhaft Dialoge, die die vergangenen Ereignisse als gegenwärtige darstellen. Die Stimmen aus der Vergangenheit werden lebendig, präsent. Ihre Rede fließt in die Verkündigung mit ein. Ihre Präsenz ist nicht nur literarischer Natur; sie soll bewirken, dass Muhammads Verkündigung bei den Zuhörern an Authentizität und Autorität gewinnt. Die Referenzfiguren werden deshalb in den meisten Fällen nicht in der dritten Person in Abwesenheit behandelt, sondern in die Präsenz geholt und kommen selbst zu Wort. Mit ihnen wird die vorausgegangene Heilsgeschichte Teil der Gegenwart Muhammads, der sich dadurch in die Reihe der Propheten einordnen kann. Aus lebhafter Erinnerung kann er in Bedrängnis Kraft schöpfen. Die Stimmen seiner männlichen Vorgänger und Mariä sollen seiner Stimme Macht verleihen, indem sie in seiner Verkündigung mit erklingen. Der Koran bezeichnet sich selbst als eine „*ermahnende Erinnerung*“ (Q 74:54). Die Erinnerung ist

im koranischen Menschenbild essenziell, da die Ursünde des Menschen aus koranischer Sicht darin bestand, Gottes Gebot vergessen zu haben: „*Wir hatten früher schon mit Adam einen Bund geschlossen, doch er vergaß ihn; wir fanden bei ihm keinen festen Willen.‘ (Q 20:115).*

Unter den prophetischen Stimmen vor Muhammad ragen die von Noah, Abraham, Mose und Jesus besonders heraus. Noah ist derjenige, der von seinem Volk ausgelacht und verschmäht wird, weil er den Befehl Gottes standhaft durchführt (Q 11:38). Abraham glaubt an den einen Gott, zerschmettert die Götzen seines Volkes und wandert aus (Q 21:51-69). Muhammad beansprucht, den reinen Monotheismus Abrahams wiederherzustellen und sieht sich ihm am nächsten. Der meisterwähnte Prophet im Koran ist aber Moses. Er führt sein Volk in die Freiheit und erhält von Gott ein Buch, die Thora (Q 2:53-54). Ein anderes Offenbarungsbuch, das Evangelium, ist Jesus gegeben worden. Im Koran spricht er in der Wiege und ist der einzige Mensch, der Heilungswunder vollbrachte und Tote erweckte. Der Koran lässt ihn jedoch jede göttliche Charakterisierung von sich ablegen und bekräftigen, er sei nur ein Mensch und treuer Knecht Gottes. „*Damals, als Gott sprach: ‚Jesus, Marias Sohn! Gedenke meiner Gnade, die ich dir und deiner Mutter erwies! Damals, als ich dich stärkte mit dem Heiligen Geist, als du zu den Menschen sprechen solltest – in der Wiege und im Mannesalter. Damals, als ich dich lehrte – das Buch, die Weisheit, das Gesetz und das Evangelium. Und damals, als du aus Ton etwas schufst, was die Gestalt von Vögeln hatte, mit meiner Erlaubnis, es dann anbliesest, so dass es wirklich Vögel wurden, mit meiner Erlaubnis, und Blinde heiltest und Aussätzige, mit meiner Erlaubnis, und damals, als du die Toten herausbrachtest, mit meiner Erlaubnis. Damals, als ich die Kinder Israel von dir fernhielt, als du mit den Beweisen zu ihnen kamst, da sprachen die Ungläubigen unter ihnen: ‚Das ist doch nichts als klarer Zauber!‘“ (Q 5:110).*

„*Und damals, als Gott sprach: ‚O Jesus, Sohn Marias, hast du den Menschen denn gesagt: ‚Nehmt mich und meine Mutter zu Göttern neben Gott?‘ Er sprach: ‚Gepriesen seist du! Mir steht nicht zu, dass ich etwas sage, wozu ich nicht berechtigt bin. Und hätte ich es gesagt, so weißt du es; du weißt ja, was in meinem Inneren ist, doch ich weiß nicht, was in deinem Inneren ist. Siehe, du bist es, der die Verborgenheiten am besten kennt.‘“ (Q 5:116).*

Genauso wie Vergangenes vergegenwärtigt wird, wird im Koran auch Künftiges, insbesondere Apokalyptisches und Eschatologisches, prognostiziert. An vielen Stellen verwendet der Koran bei der Beschreibung solcher Szenen den prophetischen Perfekt. Dadurch wird bewirkt, dass futurische Ereignisse als bereits geschehen geschildert werden. Auch hier erheben sich Stimmen. Neben der Stimme Gottes, des allmächtigen allwissenden Richters, sprechen am Jüngsten Tag die Menschen, die zur Rechenschaft gezogen werden: „*Am Tag, an dem die Ungläubigen dem Feuer vorgeführt werden: ‚Ist das nicht die Wahrheit?‘ Sie sprechen: ‚O ja, bei unserem Herrn!‘ Er spricht: ‚So schmeckt die Strafe dafür, dass ihr ungläubig wart!‘“ (Q 46:34). In der Hölle sprechen die Sünder; sie stellen eindrucksvoll die unermesslichen Qualen, die sie erleiden müssen, dar: „*Die nicht glauben, führt man zur Hölle hin in Scharen. Sind sie dort angekommen, werden ihre Pforten aufgetan, und die Wärter sagen dort zu ihnen: ‚Kamen denn keine Gesandten zu euch von euren eigenen Leuten, um euch die Verse eures Herrn vorzutragen**



Foto: akg-images

*Mit der Veröffentlichung des West-östlichen Divans (1815) präsentierte Johann Wolfgang von Goethe nicht nur seinen persönlichen Zugang zur islamischen*

*Welt, sondern trug damit auch maßgeblich zur Rehabilitierung des Korans in wissenschaftlichen Kreisen bei.*



Foto: akg-images, Erich Lessing

*Der meisterwähnte Prophet im Koran ist Moses: Er führt sein Volk in die Freiheit und erhält von Gott das*

*Gesetzesbuch – hier in der Darstellung von Valentin de Boulogne aus dem frühen 16. Jahrhundert.*



Foto: akg-images

Der Koran erscheint der modernen Forschung als ein Netzwerk vieler aufeinander bezogener Stimmen – eine im-

manente Mehrstimmigkeit, deren Logik auf Kommunikation und Diskurs hin angelegt ist.

und euch zu warnen vor der Begegnung mit diesem eurem Tag?‘ Sie werden sprechen: ‚Ja doch!‘ Doch für die Ungläubigen ist das Wort der Strafe wahr geworden.“ (Q 39:71).

Im Paradies sprechen die belohnten Gläubigen, die triumphierend ihren erstrebenswerten Wohlstand beschreiben:

„Die ihren Herrn fürchten, führt man zum Paradiesesgarten hin in Scharen. Sind sie dort angekommen, werden seine Pforten aufgetan, und die Wärter sagen dort zu ihnen: ‚Friede sei mit euch! Es soll euch wohlgehen! So betretet ihn für ewig!‘ Sie werden sagen ‚Lobpreis sei Gott, der sein Versprechen an uns wahr gemacht und uns die Erde erben ließ. Nun können wir im Paradiesesgarten weilen, wo wir wollen!‘ Wie schön ist doch der Lohn derer, die Gutes tun!“ (Q 39:73-74).

Verglichen mit dem Neuen Testament beschreibt der Koran reichlich solche Szenen. Die Beschreibungen sind sinnlich, fassbar, eindrucksvoll. Sie sollen auf die unmittelbaren Rezipienten der Verkündigung massiv einwirken, indem die betroffenen Personen selber ihre Lage beschreiben.

Nicht nur die Engel sprechen im Koran: „Damals, als dein Herr zu den Engeln sprach: ‚Siehe, einen Nachfolger will ich einsetzen auf der Erde!‘ Da sprachen sie: ‚Willst du jemanden auf ihr einsetzen, der Unheil auf ihr anrichtet und Blut vergießt – wo wir dir Lobpreis singen und dich heiligen?‘ Er sprach: ‚Siehe, ich weiß, was ihr nicht wisst.“ (Q 2:30). Auch die Dämonen (Dschinnen) kommen zu Wort, um seine wundersame Natur zu bestätigen:

„Sprich: ‚Bedeutet wurde mir, dass eine Schar von Dschinnen lauschte. Sie sprachen: ‚Wir hörten einen wundersamen Vortrag, der auf den rechten Weg führt. An ihn glauben wir und werden unserem

Herrn keinen beigesellen!“ (Q 72:1-2). Satan wird als einer von ihnen vorgestellt: „Damals, als wir zu den Engeln sprachen: ‚Fallt vor Adam nieder!‘ Da fielen alle nieder, außer Iblis, der zu den Dschinnen zählte und sich dem Geheiß seines Herrn verweigerte. Wollt ihr euch denn ihn und seine Sippschaft statt meiner zu Freunden nehmen – wo sie euch doch feind sind? Welch schlechter Tausch ist das wohl für die Frevler!“ (Q 18:50).

Im Gespräch mit Gott begründet er quasi naturwissenschaftlich, warum er vor dem neugeschaffenen Adam nicht in die Knie geht. Danach verspricht er, die Menschen vielfältig zu verführen: „Wir erschufen euch, dann gestalteten wir euch. Dann sprachen wir zu den Engeln: ‚Werft euch vor Adam nieder!‘ Da warfen sie sich nieder, außer Iblis – er gehörte nicht zu denen, die sich niederwarfen. Er sprach: ‚Was hielt dich davon ab, niederzufallen, da ich es dir befahl?‘ Er sprach: ‚Ich bin besser als er. Mich schufst du aus Feuer, ihn schufst du aus Lehm.‘ Er sprach: ‚Steige herab aus ihm! Es steht dir nicht an, dich in ihm hochmütig zu zeigen. So geh hinaus! Siehe, du bist einer der Geringgeachteten.“ (Q 7:11-18).

## VI. Der Reiz der Mehrstimmigkeit

Dem traditionellen islamischen Glauben nach ist der Koran die Rede Gottes, herabgesandt auf den Propheten Muhammad, der sie ohne eigenes Zutun verkündete. Die oben angeführte Darstellung macht allerdings deutlich, dass die in der ersten Person Singular und Plural sprechende göttliche Stimme nicht die einzige im Koran vernehmbare ist. Eine Fülle von anderen Stimmen kommt dort ebenfalls zur Sprache. Der koranische Sprecher baut ihre Reden in

seine Rede ein. Diese ist nicht einstimmig, sondern mehrstimmig; sie ist nicht monologisch, sondern dialogisch. Ihre Dialogizität besteht nicht nur in den Dialogen, die der koranische Sprecher mit menschlichen Gesprächspartnern – auch mit Muhammad, wie etwa in Q 33:1,28, 45,50-52 – führt.

Viel gewichtiger in diesem Zusammenhang sind die Gespräche, die andere Sprecher – das sind Engel, Dämonen und Menschen: Propheten, Gläubige, Frevler, Zweifler, Gerettete, Verdammte – miteinander führen und die als Bestandteil der Offenbarung verkündet werden. Es wird nicht nur über sie geredet, sondern sie selber äußern sich, sie werden zitiert, ihre Worte werden wiedergegeben, wenn sie in der Vergangenheit gesagt wurden, und vorweggenommen, wenn sie in der antizipierten Zukunft gesprochen werden. Vergangenes und Künftiges gleichermaßen sind Gegenstand des umfassenden göttlichen Wissens. Denn alle Zeiten sind im Blick Gottes erfasst. Doch das ist hier nicht der entscheidende Punkt. Entscheidend ist vielmehr, dass sich all diese Stimmen äußern und dass ihre Äußerungen als Teil der göttlichen Rede gelten – mit dem islamischen Glauben gesprochen. Dass solche Äußerungen in den biblischen Büchern vorkommen, wundert nicht, denn diese sind von Menschen verfasst worden, die über vergangene Geschehnisse berichteten, also auch über Gespräche, die im Rahmen dieser Geschehnisse stattgefunden hatten. Dem Koran wird im Islam ein anderer Status zugeschrieben: er ist Gottes verbale Rede.

Darin liegt der Reiz seiner Mehrstimmigkeit. Der koranische Sprecher, d. h. die Stimme Gottes nach dem Glauben des Islam, integriert andere Stimmen, selbst die satanische, in seine Rede. Sei-

ne Rede gestaltet sich damit zu einem polyphonen Ensemble von unterschiedlichen Tönen und Inhalten. An manch einer Stelle gleicht die Rede dem Operngesang. Solosänger und Chöre erheben ihre Stimmen: einmal nacheinander, dann wieder gleichzeitig; die Stimmen folgen einander einmal langsam, ein anderes Mal im raschen Rhythmus; hier sind sie hoch, dort plötzlich sind sie leise; sie können einzeln zu hören sein, dann gehen sie ineinander über und bilden ein polyphones Tableau, in dem es nicht mehr leicht fällt, die einzelnen Wörter noch voneinander zu unterscheiden. Vielstimmigkeit kann Ambiguität erzeugen.

Ähnlich verhält es sich mit dem koranischen Text. Er enthält mehrdeutige Ausdrücke, unklare Stellen und vielschichtige Passagen. Es ist eine echte Herausforderung, sich mit dem Koran hermeneutisch zu befassen. Die umfangreiche koranexegetische Tradition mit zahlreichen, meistens mehrbändigen Werken hervorragender Kommentatoren von frühislamischer Zeit bis in die Gegenwart – genauso wie die Bemühungen moderner Wissenschaftler in Ost und West um ein besseres Verständnis seines Textes – bezeugen diese Tatsache. Dem Korantext wohnt die Diversität inne. Viele Sprecher bilden sein Gefüge. Sie äußern sich zu verschiedenen Zeiten mit verschiedenen Intentionen und unterschiedlichen Worten. Ihre Reden auszulegen und in Verhältnis zueinander zu setzen, erfordert umfangreiches philologisches, literarisches, historisches, religionswissenschaftliches und theologisches Wissen sowie starke analytische Fähigkeiten.

Nimmt man die Vielstimmigkeit des Korans zum Ansatzpunkt der Betrachtung, erscheint er als dichtes Kommunikationsnetzwerk. Daran beteiligen sich

die göttliche Stimme sowie Menschen und Geister. Ihre Kommunikationen bilden die Gesamtheit des Koran. Er ist nicht nur die Rede einer einzigen, sondern vieler aufeinander bezogener Stimmen. Sie kommen alle zur Sprache, sie artikulieren ihre Absichten und Interessen, als Performanten von Sprechakten nehmen sie am Offenbarungstext teil. Der koranische Sprecher unterdrückt sie nicht, sondern nimmt sie in seine Rede als voll integrierte Kommunikationen auf.

Die Wahrnehmung der immanenten Mehrstimmigkeit des Korans ist von gewichtiger Bedeutung für die weitere Entwicklung einer Koranhermeneutik, die mit modernen wissenschaftlichen Mitteln die diversen Artikulationen, Stimmen und Stimmlagen der Kommunikationspartner im Koran analysiert und den tiefen Sinn seiner Aussagen interpretiert. Aufgrund der inneren Diversität koranischer Rede muss eine solche Koranhermeneutik auf Interdisziplinarität hin ausgerichtet sein. Der Koran selbst lädt zu einem solchen Unternehmen ein. Denn ein von diskursiver Vielfalt geprägter Text muss natürlich für unterschiedliche Herangehensweisen in der Wissenschaft offen sein.

## VII. Das Potenzial der Diversität

Zum Schluss möchte ich hervorheben, dass die Wahrnehmung des Korans als ein vielstimmiges Kommunikationsnetzwerk bedeutende Implikationen für die interreligiösen Beziehungen mit sich bringt. Denn Teil des vielfältigen Korangefüges sind nicht nur die Stimmen von Juden und Christen, sondern auch von Polytheisten, Ungläubigen und sogar Verdammten. Sie kommen alle gleichermaßen zur Sprache und dürfen sich äußern, auch wenn ihre Ansichten nicht im Sinne Gottes sind und als falsch zurückgewiesen oder verurteilt werden. Ihre Stimmen werden trotzdem nicht unterdrückt oder zum Schweigen gebracht.

Ganz im Gegenteil. Sie sind Bestandteil einer Göttlichkeit beanspruchenden Rede. Sie beteiligen sich an einem diskursiven Kommunikationsnetzwerk, in dessen Rahmen Argumente ausgetauscht werden. Dass immer Gott und seine Gesandten die besseren Argumente liefern, liegt freilich in der Natur des religiösen Diskurses. Dass im Diskurs aber die göttliche Stimme und ihr Gegenteil gleichermaßen aufrechterhalten bleiben, birgt großes Potenzial für eine bessere Verständigung zwischen den Muslimen und anderen Religionsgemeinschaften und Weltanschauungen.

Denn der von Diversität charakterisierte Koran ist von seinem Wesen her offen für die Andersheit. Er ist ein polyphones Gefüge, eine vielstimmige Rede, ein diskursives Werk mit mehreren Sprechakteuren, die sich zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich äußern. Eben diese diskursive Flexibilität ermöglicht es, den Koran als interpretationsoffenes Werk aufzufassen, das für interreligiöse Diskurse gut geeignet ist. Von einem gläubig islamischen Standpunkt aus kann die diskursive Vielstimmigkeit des Korans sogar als Pendant für die menschliche Vielfalt verstanden werden, die von Gott gewollt wird, damit die Menschen einander kennenlernen: „Ihr Menschen! Siehe, wir erschufen euch als Mann und Frau und machten euch zu Völkern und zu Stämmen, damit ihr einander kennenlernen. Siehe, der gilt bei Gott als edelster von euch, der Gott am meisten fürchtet. Siehe, Gott ist wissend, kundig.“ (Q 49:13). Ohne Kommunikation könnte dieser Zweck nicht erfüllt werden. □

## Erläuterungen zum ersten Lektürekurs unserer Islam-Reihe: „Der Koran. Ein vielstimmiges Buch“

Katja Thörner

Der ägyptische Literaturwissenschaftler und Koranhermeneutiker Nasr Hamid Abu Zaid vergleicht den Koran, verstanden als geschriebenen Text, mit einer „stummen“ Partitur, die erst durch Intonation und Interpretation durch ein Orchester zu einem lebendigen Phänomen, nämlich zur Musik wird. Er formuliert das so in seinem Text „Den Koran neu denken. Eine humanistische Hermeneutik“, in: ders., Gottes Menschenwort. Für ein humanistisches Verständnis des Koran, ausgewählt, übersetzt und mit einer Einleitung von Thomas Hildebrandt. Das Buch erschien in Freiburg i.Br. im Jahr 2008.

Abu Zaid ruft hier ins Gedächtnis, was für das koranische Selbstverständnis grundlegend ist, aber heute nicht zuletzt in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Koran oftmals weitgehend in den Hintergrund tritt: Der Koran spricht – wie bereits die Wortbedeutung des arabischen, aus dem Syrisch-Aramäischen stammenden Wortes *al-qur'an* impliziert – von sich selbst in erster Linie als Rezitation oder Vortrag, womit er zugleich auf die Art und Weise verweist, in der er nach islamischer Auffassung zu den Menschen herabgesandt wurde. Diese für den Islam eigentümliche Form der Offenbarung ist unter anderem in Sure 96 (*al-'alaq*), deren Anfang als erste Offenbarung gilt, mit überliefert.

Sure 96

Trag vor im Namen deines Herrn, der schuf, den Menschen aus Anhaftendem schuf!  
Trag vor! Denn dein Herr ist's, der hochgeehrte, der mit dem Schreibrohr lehrte, den Menschen, was er nicht wusste, lehrte.

Über den Kontext dieser zweimaligen Aufforderung vorzutragen, gibt unter anderem die Überlieferung von at-Tabarī Auskunft, der den hier angegebenen Moment der Berufung wie folgt in den Worten des Propheten Muhammads überliefert: Darauf sprach Gabriel: Lies! Ich entgegnete: Was soll ich lesen? Da packte er mich und presste mich dreimal so, dass mir alle Kraft ausging, dann sagte er: Trag vor im Namen deines Herrn, der schuf. Da trug ich es vor.

Nach islamischer Auffassung ist der Koran also das Wort Gottes, das durch den Engel Gabriel (*Jibril*) dem Propheten Muhammad mündlich mitgeteilt wird, der wiederum den Auftrag erhält, diesen zunächst nachzusprechen, um ihn dann den Menschen vorzutragen. Die Berufung wird dabei als ein mitunter gewaltsamer Akt beschrieben, aus dem es kein Entrinnen gibt. Die Last des Auftrags lässt Muhammad zu Anfang schier verzweifeln, so dass er den Entschluss fasst, sich das Leben zu nehmen, was jedoch durch das Eingreifen Gabriels verhindert werden kann. Bei at-Tabarī ist zu lesen: „Darauf fasste ich den Entschluss, mich von einem Berg herabzustürzen, doch als ich nahe dar-

Dieses Modell ist dem Christentum nicht fremd. Die heute umstrittene Lehre von der Verbalinspiration, d.h. der Vorstellung, dass die Heilige Schrift durch Vermittlung des Heiligen Geistes den Evangelisten nicht nur der Sache nach, sondern Wort für Wort „diktiert“ worden sei, wurde auch in der lutherischen Orthodoxie entwickelt, um das Prinzip der „sola scriptura“ zu stärken. Konsequenterweise ging man dann im Protestantismus auch dazu über, den griechischen Text des Neuen Testaments als *textus receptus* zu verwenden und nicht mehr, wie zuvor seit Jahrhunderten üblich, die Vulgata.

*Die Last des Auftrags lässt Muhammad zu Anfang schier verzweifeln, so dass er den Entschluss fasst, sich das Leben zu nehmen, was jedoch durch das Eingreifen Gabriels verhindert werden kann.*

Dass die griechische Sprache im Christentum allgemein jedoch niemals den Stellenwert erhalten hat wie die arabische Sprache im Islam, hat eine Reihe theologischer und historischer Gründe. Der entscheidende Grund aus christlicher Sicht ist aber, dass nicht der biblische Text selbst, sondern die Person Jesus Christus als Mitte der Offenbarung verstanden wird. Aus der Sicht des Islams ist dies ein Missverständnis. Im Islam ist Jesus, der Sohn Marias, ebenso wie vor ihm Mose und nach ihm Muhammad, der Empfänger des Wortes Gottes. So wie auf Mose die Tora und auf Muhammad der Koran herabgesandt wurde, so ist Jesus, der Empfänger und Verkünder des Evangeliums, wie es in Sure 5:46, S. 15, heißt.

Man könnte dies nun so verstehen, dass Gott sein Wort – um das Bild Abu Zaid's nochmal aufzugreifen – entweder als drei Abschriften derselben Partitur oder als drei Weisen des Vortrags



Dr. Katja Thörner, Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Orientalische Philologie und Islamwissenschaft an der Universität Erlangen-Nürnberg

an war, es zu tun, erschien er (Gabriel) mir und sagte: Mohammed! Ich bin Gabriel und du bist der Gesandte Gottes“.

Muhammad ist nach islamischem Verständnis also nicht der Urheber des Korans, sondern vielmehr das Medium, durch das Gott sich über die Vermittlung Gabriels den Menschen zunächst mündlich mitteilt. Im Koran erklingen damit drei Stimmen unisono: die des Propheten, des Engels Gabriel und die Stimme Gottes.



Rund 30 Interessierte vertieften sich im Konferenzraum der Akademie in die Korantexte.



Foto: Black Star / alamy-stock

*Koranschulen, wie diese im Norden Kameruns, gibt es überall in der muslimischen Welt: Sie lehren in erster*

*Linie den Inhalt des Koran, nicht die textkritische Reflexion über das Buch.*

Sure 5:46

In ihren Spuren ließen wir folgen, Marias Sohn; er bestätigte, was vor ihm von der Tora bestand. Ihm gaben wir das Evangelium. Darin ist Rechtleitung und Licht, und es bestätigt, was vor ihm von der Tora bestand, und es ist Rechtleitung und Mahnung für die Gottesfürchtigen.

derselben Partitur herabgesandt hat. Für die zweite Variante spricht zum einen die ursprüngliche Mündlichkeit des Korans wie auch Sure 43:3–4.

Sure 43

Siehe, wir machten es zu einer Lesung [qur'an] auf Arabisch, vielleicht begreift ihr ja. Siehe, es ist ein Urbuch bei uns, wahrhaft, erhaben weise.

Der Koran ist somit das Wort Gottes in arabischer Sprache, die Gott als Sprache gewählt hat, damit ihn die Menschen, an die er primär gerichtet ist, nämlich die Araber verstehen. Zugleich verweist der Koran auf „Stimmen“ außerhalb seiner selbst, in denen das Wort Gottes als Leitung und Mahnung den Menschen in deren Sprache mitgeteilt wurde.

Die Botschaft Gottes an die Menschen selbst, so heißt es in 43:4 ist als „Urbuch“ bei Gott. Den arabischen Ausdruck *umm-u l-kitab-i* („Mutter des Buches“), der an dieser Stelle verwendet wird, findet man auch an zwei weiteren Stellen (3:7 und 13:39) und auch die Vorstellung, dass ein Koran in Form einer gut „verwahrten Tafel“ (85:21–22) existiert, gehört in diesen Kontext.

*Zugleich verweist der Koran auf „Stimmen“ außerhalb seiner selbst, in denen das Wort Gottes als Leitung und Mahnung den Menschen in deren Sprache mitgeteilt wird.*

In welchem Verhältnis „Urschrift“ und „Niederschrift“ respektive „Urbuch“ und „Vortrag“ zueinanderstehen, ist Gegenstand zahlreicher Debatten, die vermutlich niemals abgeschlossen sein werden und im Kontext der unterschiedlichen Stimmen der drei monotheistischen Religionen, Judentum, Christentum und Islam nochmal eine Neubewertung erfahren. □



*Dr. Katja Thörner leitete den Lektürekurs.*

# Adventsfeier des Vereins der Freunde und Gönner

## 350 Gäste bei Konzert von „Singer Pur“

Das Ensemble „Singer Pur“, das sich seit seinem Debutkonzert im Jahr 1992 zu einer der international führenden A-Capella-Formationen entwickelt hat, war im Dezember 2018 zu Gast in der Katholischen Akademie in Bayern. Sopranistin Claudia Reinhard und ihre fünf Kollegen (drei Tenöre, ein Bariton und ein Bass) gaben beim Adventlichen Abend für die Mitglieder des Vereins der Freunde und Gönner am 14. Dezember 2018 ein vielumjubeltes Konzert mit Stücken u.a. von Orlando di Lasso, Heinrich Rohr und Georg Friedrich Händel. Rund 350 Vereinsmitglieder freuten sich im Anschluss auch über die herrlichen Speisen und kamen bei einem Glas Wein ins Gespräch mit Freunden und Bekannten. Abschluss und Höhepunkt des Abends war das gemeinsame Singen von Advents- und Weihnachtsliedern, wobei die sechs Künstler noch mächtig mitwirkten.



„Singer Pur“ traten auf in der Besetzung Claudia Reinhard (Sopran), Rüdiger Ballhorn, Markus Zapp, Manuel Warwitz (alle Tenor), Reiner Schneider-Waterberg (Bariton) und Marcus Schmidl (Bass).



Die Kollegen aus der Küche servierten die warmen Speisen.

Edda Huther, die Erste Vorsitzende des Vereins der Freunde und Gönner, begrüßte die Gäste des Abends.



Dr. Hildegard Kronawitter (li.), Mitglied der Akademieleitung, sitzt zusammen mit Daniela Philippi am Tisch, der früheren bayerischen Regierungssprecherin.



Professor Werner Weidenfeld, Mitglied der Akademieleitung, Prälat Bernhard Piendl, bayerischer Landescharitasdirektor, und Professor Alfred Hierold,

ehemaliger Präsident der Universität Bamberg (v.l.n.r.), gehörten zu den Besuchern des Adventskonzertes.



# Theologisches Terzett

Ein neues Format bereichert das Programm der Katholischen Akademie in Bayern ab dem Herbst 2018. Im „Theologischen Terzett“ präsentieren wir zwei Mal im Jahr je drei theologische Bücher und diskutieren über deren Inhalt. Die Gastgeber Dr. h.c. mult. **Annette Schavan**, Bundesministerin a.D. und ehemalige deutsche

Botschafterin beim Heiligen Stuhl, sowie Prof. Dr. **Jan-Heiner Tück**, Theologieprofessor aus Wien, stellen zusammen mit einem jeweils wechselnden Gast drei – so hoffen wir – interessante Werke vor. Zum Auftakt der Reihe am Dienstag, 25. September 2018, war Akademiedirektor Dr. **Florian Schuller** bei sich selbst zu Gast.

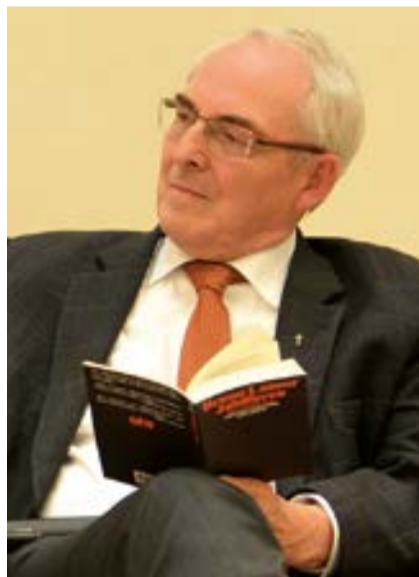
## Florian Schuller zu Mario Perniola, Vom katholischen Fühlen

Ich bin sehr dankbar, dass ich heute ausnahmsweise Gast sein darf bei mir selber in unserer Akademie; denn ich wollte dieses Buch und seinen Autor schon lange in eine Veranstaltung der Akademie einbringen.

Mario Perniola, geboren 1941 in Asti und dieses Jahr 2018 am 9. Januar in Rom verstorben, ist ein Norditaliener klassischer säkularer Prägung. In Turin war unter anderen Umberto Eco einer seiner Studienkollegen, auch Gianni Vattimo, der Vertreter des *pensiero debole*, ein wichtiger Repräsentant der Postmoderne, kann man als Mitstreiter bezeichnen. 1968 stand Perniola mit auf den Barrikaden in Paris beim großen Maiaufstand.

1969 zieht er dann nach Rom, bleibt dort wohnen und wird schließlich auch Professor an der Römischen Universität *Tor Vergata*. Die Familie war waldensisch geprägt, der Großvater Freimaurer, und bei ihm erlebt Perniola eine ganz eigene Verbindung von Rationalität und Ritus. Vor allem aber fasziniert ihn jetzt in Rom die Antike, im besonderen die Philosophie der Stoa und das (wie er es versteht) „mythenfreie Ritual“ der heidnischen Religion. Beides sei wesentlich in die Tradition des Katholizismus eingegangen. Das Buch schreibt er 2001, mit 60 Jahren. Deutsch kam es erst 2013 deutsch heraus, im gleichen Jahr übrigens in Beirut auch auf Arabisch. Leider wurde es viel zu wenig rezipiert.

Perniola sieht die Situation des Katholizismus von einer doppelten Schwierigkeit geprägt. Er spricht von einer „doktrinären und moralistischen Verhärtung“. Mit anderen Worten, man ist katholisch, wenn man – ich sage es einmal furchtbar plakativ – an die Unfehlbarkeit des Papstes glaube, daran dass Jesus Christus wahrer Gott und wahrer Mensch ist, oder dass man keinen Sex vor der Ehe hat. Woher kommt diese doktrinäre und moralische Engführung?



Dr. Florian Schuller, bis 2018 Direktor der Katholischen Akademie in Bayern

Sie kommt vom „Prozess der mimetischen Rivalität mit seinen Gegnern“. Vor allem seit der Reformation und dann nochmals verstärkt mit der Aufklärung sah sich die katholische Seite gezwungen, sich abzugrenzen, und zwar auf die gleiche Weise wie die Gegenparteien, nämlich mit eindeutigen Glaubensaussagen und Glaubensforderungen.

Und nun vollzieht er mit einem seiner zentralen Forschungspunkte, nämlich dem Fühlen, die eigene Deutung der schwierigen katholischen Situation heute, und der Antwort, wie ein Weg aus der Krise möglich wäre, nämlich mit der Rückkehr zur klassischen Art des Katholizismus.

Um von vorneherein kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Beim

„Fühlen“ Perniolas geht es nicht um subjektives Empfinden, ganz im Gegenteil. Das Erste ist die Ent-Haltung: Ich enthalte mich eines subjektiven Urteils. Wir leben ja alle in Zeiten voller Emotionen. Und weil jeder mit seiner Subjektivität Wirklichkeit deutet, deshalb kann es keine gemeinsame Welt mehr, kein gemeinsames Weltverständnis. Solche Ent-Haltung kann man wohl am ehesten mit der ignatianischen Indifferenz vergleichen: Das eine verschafft mir nicht mehr Vergnügen als das andere, die eine Entscheidung, die eine Konsequenz des Lebens nicht mehr als die andere.

Das Zweite, eine Folgerung daraus: Die Würde des Materiellen, die Würde des Konkreten, des Körperlichen. Sie bewahrt laut Perniola vor Ideologisierung. Die Wirklichkeit ist eben genau so, wie sie ist. Da kann ich ideologisch rechts oder links machen, was ich will.

Als Drittes kommt dazu die Würde des Äußerlichen, die Ritualisierung. Ritus – da kommt Perniola natürlich von der Antike her – Ritus ist mir überkommen, wird objektiv vollzogen, er objektiviert mich. Hier kommt das Tun vor dem Nachdenken darüber. Es geht nicht darum, ob ich ihn authentisch vollziehen kann, ob ich mit all dem, was in meinem Inneren vorgeht, sagen kann: ich stehe jetzt hinter diesem Ritus. Sondern dadurch, dass ich ihn vollziehe, passiert etwas, und zwar eine nicht ideologisierte Deutung der Wirklichkeit. Zitat: „Hannah Arendts Mahnung, niemals den Bereich der sichtbaren Handlung mit dem der unsichtbaren Handlung von

Moral und Liebe zu verwechseln, gilt es, in ihrer vollen Tragweite nachzuvollziehen.“

Damit ist Perniola nun bei dem, was für ihn katholisches Welt-Fühlen ist: „Dass es neben diesem dogmatischen und moralischen Apparat der Kirche noch einen anderen autonomen kulturellen Katholizismus gibt... Der Katholizismus lässt sich nicht auf die Selbstaussagen der Kirche einschränken, ... er verweigert sich dem ideologischen Geheiß, irgendetwas zu glauben oder zu tun.“ Man kann das eigene historische Erbe nicht unterschlagen und es auf einen individualistischen Subjektivismus reduzieren.

Deshalb, so Perniola, hätten heutzutage die Katholiken eigentlich immer ein schlechtes Gewissen. Sie meinen, eigentlich hätten die Protestanten doch Recht; die zurück zu den Ursprüngen gehen, während wir Katholiken immer noch an den überkommenen Riten und an der großen Tradition hängen.

Interessanterweise ist im gleichen Jahr 2001 das Buch eines US-amerikanischen Theologen erschienen, des Religionssoziologen und Jesuiten Andrew M. Greeley (1928–2013), der mein Lieblingstheologe geworden ist: Seine These lautet: bei der Frage, was speziell katholisch sei, gehe es nicht um besser oder schlechter gegenüber der Orthodoxie oder dem Protestantismus. Aber das Typische des katholischen Wirklichkeitsverständnisses bestehe in der Überzeugung: „the holy lurking in creation“, das Heilige verbirgt sich in der Wirklichkeit, verbirgt sich in der Schöpfung,



Mario Perniola, *Vom katholischen Fühlen*. 183 Seiten, erschienen: 2013, ISBN: 978-3-88221-122-1, Preis: 16,99 € (Originaltitel: *Del Sentire Cattolico*)

verbirgt sich in dem, was ist. Als ich Perniola gelesen habe, habe ich mir gedacht, oh, Andrew Greeley geht zumindest in eine ähnliche Richtung, führt zu jener These, die man letztlich die sakramentale Sicht der Wirklichkeit nennen könnte. So nennt Perniola es nicht, aber er steht für diese Weise, der Wirklichkeit zu begegnen. Dann habe ich viel später in einem Interview mit Perniola festgestellt, dass er sich genau auf dieses Buch von Greeley bezieht.

### *Die Traditionalisten sind für Perniola ein letztes Häuflein, das nicht in katholischer, stoischer Tradition steht.*

Zugespitzt heißt das: In der reformierten Tradition gibt es die Differenz zwischen Welt und Gott, zwischen Welt und Transzendenz. Reformatorisches Denken sagt, da hat es Recht, und das müssen wir uns als Katholiken immer wieder sagen lassen: passt auf, dass ihr nicht Vorletztes mit Letztem verwechselt; es gibt die radikale Differenz zwischen Welt und Gott; übersieht die in eurem Denken nicht; ihr seid immer ein wenig in der Gefahr, der Magie zu verfallen, zugespitzt formuliert. Das ist eine berechnete Warnung. Aber andererseits, und da würde ich Perniola zustimmen: Auch in einem katholischen Verständnis von Wirklichkeit gibt es Differenz, und zwar eine Differenz in der Welt, zwischen dem, was geschieht, zwischen dem, was ist, und dem Heiligen, das sich in ihr verbirgt. „The holy lurking in creation“, wieder von Greeley her, kann ich ja übersetzen als „das“ Heilige, aber auch „der“ Heilige.

Zum Abschluss ein Zitat aus einem Interview: „Es wissen viele Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche sehr gut, dass die Alternative nicht zwischen Konservativen liegt (denn es ist keine Rückkehr zu den 1950er Jahren möglich) oder Progressiven (es hat auch keinen religiösen Fortschritt gegeben).“ Die Traditionalisten sind für Perniola ein letztes Häuflein, das nicht in katholischer, in stoischer Tradition steht. Und die Progressiven, die ein Volk Gottes programmierten, an dem der Einzelne emotional und authentisch partizipieren soll, kopierten mit ihrem Kirchenverständnis nur die ideologischen Massenbewegungen des 19. Jahrhunderts.

Ein Autor, der zum Nachdenken anregt, der natürlich keinen vollständigen katholischen Katechismus bringt, aber der eine Facette aufzeigt, die mir sehr bedenkenswert zu sein scheint, und einem hilft, gelassen, katholisch zu sein, ohne in die entsetzlichen Gruppierungen hineinzugeraten, in denen wir uns befinden. □

## **Annette Schavan zu Heiner Wilmer, Hunger nach Freiheit. Mose – Wüstenlektionen zum Aufbrechen**

Das Buch „Hunger nach Freiheit“ von Heiner Wilmer stellt uns Mose vor, als Schlüssel. Als Schlüssel, wie der Autor sagt, für unsere Seele. Wir brauchen Mose, um uns und unser Leben besser verstehen zu können. Als Schlüssel aber auch, so weiter der Autor, für Politik, Kultur, ganz besonders Führungskultur, und auch als Schlüssel zu Gott. Mose erscheint in diesem Buch als ein ungewöhnlich facettenreicher Mann. Am dramatischsten wird es in der Überschrift „Vom Totschläger“, und am Ende sind es die Überschriften wie „Der Treue“, „Der, der die Freiheit findet“, der, der bekanntlich am Ende auf den Berg steigt und auf das Land schaut, das ihm Gott verheißen hat, dieses Land aber nie betreten wird.

Heiner Wilmer ist davon überzeugt, dass Mose und die jüdische Tradition ganz wesentlich unser Fundament sind. Nicht, weil römisches Recht, griechische Philosophie oder Golgotha nicht bedeutsam wären; sie sind es in herausragender Weise für die Welt der Ideen, für unser kulturelles Fundament und für das kulturelle Gedächtnis in Europa. Theodor Heuss hat von den drei Hügeln gesprochen, dem Kapitol, der Akropolis und eben Golgotha: „Es gibt drei Hügel, von denen das Abendland seinen Ausgang genommen hat: Golgotha, die Akropolis in Athen, das Kapitol in Rom. Aus allen ist das Abendland geistig gewirkt, und man darf alle drei, man muss sie als Einheit sehen.“

Heiner Wilmer setzt Mose gleichsam daneben und sagt: Die Welt der Ideen ist das eine. Sie spielen im öffentlichen Leben eine große Rolle, weil sie immer wieder Kultur begründen. Ideen, von denen Papst Franziskus sagt, dass sie wichtig und relevant sind, solange es gelingt, mit diesen Ideen zu beschreiben, was wir beschreiben wollen, und dann von der Beziehung zwischen Wirklichkeit und Idee spricht. Der Papst sagt: Wir müssen uns mehr um die Wirklichkeit kümmern, weil in immer mehr Fällen die Ideen, die wir formulieren, die Wirklichkeit nicht mehr treffen. Die Menschen verstehen gar nicht, dass wir jetzt eine bestimmte Wirklichkeit meinen; sie ist nicht wiederzuerkennen in dem, was wir sagen.

Und da, auch da, setzt Heiner Wilmer ein und bietet Mose, nicht für die Welt der Ideen, sondern für die Seele, die emotionale Biographie unseres Lebens, so nenne ich es einmal – die emotionale Biographie, die es auch im Politischen gibt. Heutige Wissenschaft spricht immer häufiger von der Bedeutung der Emotionen im Politischen, im Öffentlichen. Wir können nicht nur mit dem Verstand und mit unseren Überzeugungen kommunizieren. Wir spüren, wo die Kommunikation Grenzen hat, wo sie nicht mehr auf Resonanz stößt. Und gerade da präsentiert Heiner Wilmer ein Leben mit ungewöhnlicher Dynamik, mit tiefer Sehnsucht nach Freiheit, ein Leben mit der Erfahrung der Einsamkeit in der Wüste, ein Leben der Verantwortung für ein großes Volk, die Verantwortung, dieses Volk zu führen und in die Freiheit zu bringen, ein Leben mit dem brennenden Dornbusch und der Frage: Wofür brennst du?

Das Buch hat, wie übrigens auch sein erstes Werk mit dem Titel „Gott ist nicht nett“, sehr stark autobiographische

Züge. Es verbindet Erfahrungen, die er gemacht hat und die zu seiner Biographie gehören, mit dem, was bei Mose zu lesen ist, mit dem, was wir aus dem Leben Mose wissen. Seine Erfahrungen und die Erfahrungen des Mose von Berufung und Verantwortung, von Aufbrechen und Scheitern, von Totschlag und Nachdenklichkeit, von Neugier und Zerbrechlichkeit, Einsamkeit, Verrat, Treue und schließlich von Freiheit. Mose ist auch für uns Schlüssel zu Gott, so Heiner Wilmer, gerade in seiner Rebellion gegen Gott. Er rebelliert und kommt doch nicht von Gott weg.

Und meinem Eindruck nach ist dieses Buch sowohl sprachlich als auch von der Abfolge der Kapitel her ein den Spannungsbogen wunderbar formulierendes Buch. Es erscheint der Facettenreichtum eines Lebens, der faszinierend ist, und die Idee von stimmigem Leben scheint in einer ganz anderen Weise auf, als wir es so landläufig sagen. Stimmiges Leben – ich zitiere den Autor einmal wörtlich: „Leben muss Wohnzimmer und Wüste sein, sonst ist es nicht echt.“ Also nicht die Gleichförmigkeit der Zeiten, sondern Aushalten und Gestalten des Unvorhergesehenen.

Dafür steht die Biographie des Mose hier an ganz verschiedenen Stellen: Unvorhergesehenes, Wüstenenerfahrung, Aushalten und Gestalten. Eine Dynamik, die nicht verwechselt werden darf mit Hasen und Rasen. Aufbruch kann ja auch etwas Langsames, etwas Bedächtiges sein, mit Muße verbunden sein, über die sich neue Welten erschließen.



Dr. h.c. mult. Annette Schavan, Bundesministerin a. D., Botschafterin a. D. am Heiligen Stuhl



Heiner Wilmer, Hunger nach Freiheit. Mose – Wüstenlektionen zum Aufbrechen. Verlag Herder, 1. Auflage 2018, gebunden mit Schutzumschlag, 224 Seiten, ISBN: 978-3-451-37945-1, Preis: 20 €

Heiner Wilmers Buch handelt vom Fundament dessen, was kulturelles Gedächtnis ist, dessen, was unsere Biographien ausmacht, oder besser gesagt: vom Fundament unserer Erfahrungen mit dem Biographischen, von unseren Erfahrungen mit kulturellen Kontexten, in denen wir stehen. Nicht theoretisch, ganz praktisch. Es ist keine Absage an Rom, die Akropolis oder Golgotha. Aber in den Beschreibungen des Autors sind das nicht die Orte, an denen sich schon unsere Seele erschließt. Dazu braucht es den Blick in das jüdische Erbe, das wesentlich durch Mose geprägt ist. Dann, so Wilmer, verstehen wir die Regungen unserer Seele, die Furcht vor dem Aufbruch, die Erfahrungen der Dynamik. Ein Buch voller Dynamik, ein Buch über Wüstenlektionen, die zum Aufbrechen einladen, die spüren lassen, auch sprachlich, dass dieses Aufbrechen das Salz in unserem Leben sein kann.

Ich habe mit diesem Buch auch eine besondere Erfahrung gemacht. Einmal, weil es im Frühjahr um die Osterzeit erschien und weil wir es in Rom vorgestellt haben. Heiner Wilmer und ich hatten eine gemeinsame Zeit in Rom – er als Generaloberer der Dehonianer, der Herz-Jesu-Priester, bevor er jetzt Bischof in Hildesheim geworden ist, und ich als Botschafterin am Heiligen Stuhl. Wir hatten ausgemacht, dass dieses Buch in der Karwoche vorgestellt werden sollte, in der Kirche San Pietro in Vincoli. Denn dort finden sich zwei wunderbare Orte: einmal das Grab des Nikolaus von Kues und eben der Mose von Michelangelo, einer meiner Lieblingsplätze in Rom, zu dem ich in meiner römischen Zeit vielfach gegangen bin. Bei der Vorstellung stand ich so, dass ich diesen Moses des Michelangelo im Rücken hatte, als ich über Moses und über dieses Buch gesprochen habe. Die Figur von Michelangelo hat eine unglaubliche Ausstrahlungskraft. Damit haben sich viele schon beschäftigt. Auch Sigmund Freud hat einen wunderbaren Text dazu geschrieben und ist übrigens bei seinen Rom-Besuchen immer wieder dort gewesen.

Als wir uns am Beginn der Karwoche mit diesem Buch beschäftigten, wurde mir klar: Es erschließt auf eine ungewöhnlich starke Weise diese Woche der großen Emotionen, der großen Geheimnisse unseres Glaubens, diese Woche vom „Hosianna“ zum „Kreuzige ihn“. Es gibt für Christen keine Woche mit so viel Emotion, mit so viel Wechsel von Stille und innerer Erregung. Ganz viel davon wird in diesem Buch deutlich. Der Autor, jetzt also Bischof von Hildesheim, schreibt auch viel von seinen Aufenthalten auf anderen Kontinenten. Er stammt aus dem Emsland, war Schulleiter in der Bronx und beschreibt vor allem seine Aufenthalte in Afrika.

Eine für unsere Tage hochaktuelle Perspektive nimmt er ein, wenn er sagt, dass seither für ihn ganz deutlich sei, dass wir uns einmal vorstellen müssen, wie Afrika auf Europa schaut. Wir sind es gewohnt – dafür haben wir auch eine Sprache, viele Bilder –, als Europäer auf Afrika zu schauen. Aber wie schaut Afrika auf Europa? Was bedeutet dieser Perspektivenwechsel, was erschließt sich dem Afrikaner in Europa? Und natürlich kommt er auch da wieder zu Mose, denn daher kommt er.

So hat das Buch viele Facetten. Nicht nur, weil sie zum Leben des Mose gehören. Sondern auch, weil es ein starkes Signal ist, wie Aufbruch sein kann. Es zeigt, dass wir nicht nur über unseren Verstand in Beziehung zu Gott treten, uns zum Glauben und zur Erneuerung hinbewegen, sondern dass wir auch mit den Emotionen, mit der Seele, mit dem, was uns im Innersten berührt, zu ihm finden. □

## Jan-Heiner Tück zu Bruno Latour, Jubilieren. Über religiöse Rede

Zum ersten Mal habe ich von Bruno Latours Buch „Jubilieren“ bei einem Vortrag des Dichters und Theologen Christian Lehnert gehört, der von Suchbewegungen in der Lyrik sprach. Der Sprachduktus der Dichtung geht häufig ins Offene und Weite, sie markiert so, dass etwas fehlt, und schafft Platzhalter für eine mögliche Nähe von Fülle und Präsenz. Zugleich gibt es aber auch das dankbare Staunen, dass überhaupt etwas ist. Das Loben und Preisen, ohne sprachlich Schiffbruch zu erleiden, gehört vielleicht zu den größten Herausforderungen der Lyrik heute. In diesem Zusammenhang erwähnte Lehnert das Buch „Jubilieren“ von Latour. Ich dachte, Jubilieren, interessant, hier geht es offensichtlich um eine Sprachform jenseits der Klage, der Anklage, der flehenden Bitte, quasi um einen heilsamen Kontrapunkt gegen die weit verbreitete Doxologie-Müdigkeit und bleierne Theozie-Lastigkeit heutiger Gottesrede.

Aber Fehlannonce! Meine Vermutung war falsch. Der Untertitel von Latours Buch heißt im Deutschen: „Über religiöse Rede“. Der Suhrkamp-Übersetzer, der ansonsten exzellente Arbeit geleistet hat, hat hier ein entscheidendes Wort weggelassen, nämlich das Wort „les tourmentes“. Dadurch hat er eine falsche Fährte gelegt. Das Original spricht von den „Qualen religiöser Rede“, und das durchaus quälische Ringen und Suchen macht den Duktus dieses Buches aus. Es ist kein theologisches Buch, es ist kein religionswissenschaftliches oder philosophisches Buch, sondern ein biografisch gefärbtes Buch, das über die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der religiösen Rede heute eloquent räsoniert.

Bruno Latour, viele von Ihnen werden ihn kennen, ist von Haus aus Soziologe und Wissenschaftstheoretiker. Es kommt bei Soziologen manchmal vor, dass sie sich in vorgerücktem Alter dem Thema Religion zuwenden. Latour ist sicher nicht „religiös unmusikalisch“, was Max Weber von sich behauptet hat (als sei die religiöse Praxis vor allem eine Frage der Musikalität!), er ist auch kein Frömmigkeitsvirtuose, für den es ein Leichtes wäre, sein Leben in der Gegenwart Gottes zu führen, und das auch öffentlich kundzutun. Latour bewegt sich im Zwischenraum. Er markiert am Anfang, dass er weder glauben könne noch im überlieferten Sinne glauben wolle. Als Katholik gesteht er, sonntags (heimlich) zur Messe zu gehen, dort aber nicht wirklich teilnehmen zu können. Er schämt sich für das, was von der Kanzel herab gepredigt wird, aber er ist nicht minder abgestoßen von dem, was die Spötter der Kirche von sich geben, die kein Sensorium dafür haben, dass etwas fehlt, wenn Gott fehlt. Mit Salon-Atheisten will er nicht verwechselt werden. Was er will, ist, den abgeschnittenen Faden der Tradition wiederaufnehmen, das Verlorene, das ihm vielleicht in der Kindheit, in der religiösen Sozialisation zugewachsen ist, wiederfinden.

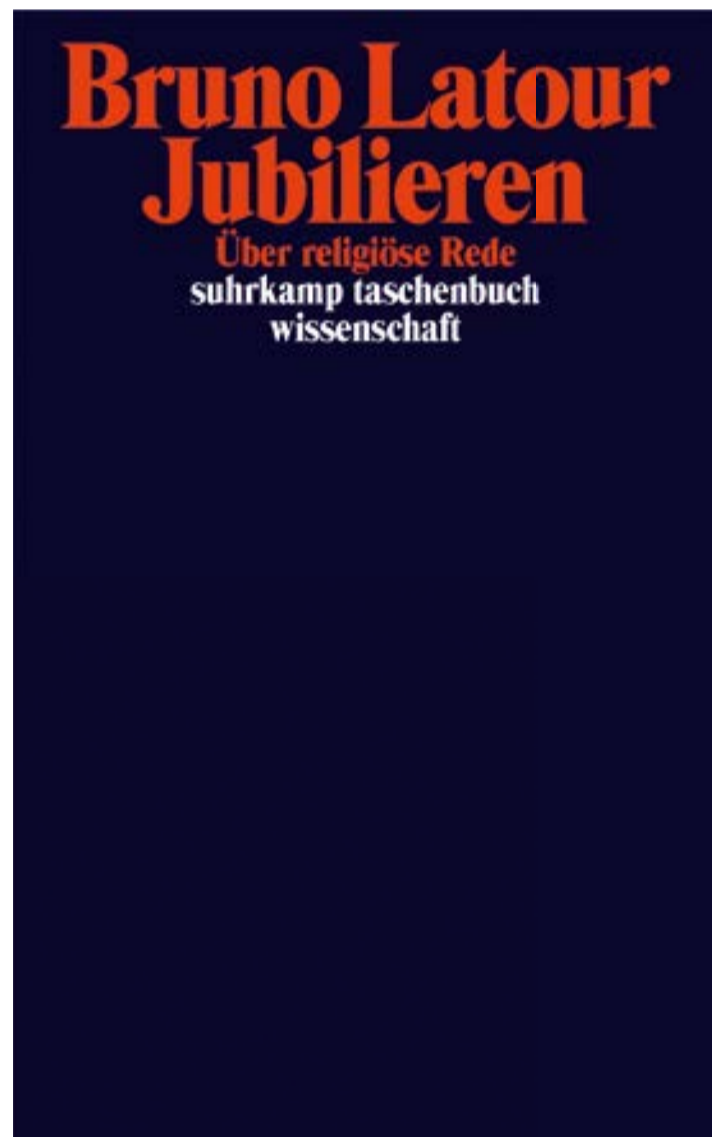
An dieser Stelle schlägt er nun einen ersten Pflock ein, nämlich die Differenz zwischen wissenschaftlicher Rede und religiöser Rede. Wissenschaft, so sagt er vielleicht etwas verkürzend, ist auf präzise Information hin abgestellt, und Kommunikation, wissenschaftliche und vor allem mediale Kommunikation, funktioniert durch die Übertragung von Da-



Prof. Dr. Jan-Heiner Tück, Professor für Dogmatik an der Universität Wien

ten, ohne dass diese Daten im Blick auf den Adressaten, auf den sie gerichtet sind, verändert würden. Also, die auf Datenübermittlung zugeschnittene Kommunikation funktioniert so, dass sie nicht situationsbezogen, nicht kontextgerecht, nicht auf ein personales Gegenüber ausgerichtet ist.

Der zweite Pflock, den Latour einschlägt, ist der, dass er religiöse Rede mit dem Sprachspiel der Liebe in Beziehung setzt. Er charakterisiert das Sprachspiel der Liebe, das immer fragil ist, näher durch drei Aspekte. Erstens geht es in diesem Sprachspiel darum, dass einer den anderen in den Blick nimmt, ihn anspricht, ihn wirklich zu erreichen versucht. Und dadurch, dass er den anderen anspricht, versucht er, eine Art Präsenz zu erzeugen. Er versucht, das Gegenüber, das Du, den Adressaten seiner Rede in die Gegenwart zu holen. Gegenwart, Präsenz, das ist der zweite Aspekt im Sprachspiel der Liebe. Der dritte ist, dass dadurch, dass der Liebende zu sprechen beginnt, er beim Adressaten seiner Rede etwas verändern will. Er will die Liebe wecken oder in der Routine des Alltags neu befeuern. Das funktioniert nicht, wenn er, nach seiner Liebe befragt, nur den Satz „Ich liebe dich“ wiederholt, den er vor längerem vielleicht schon einmal gesprochen hat. Die bloße Wiederholung einer Phrase wäre hier möglicherweise bereits Ausdruck einer Ermüdung der Liebe, die



Bruno Latour, Jubilieren. Über religiöse Rede. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 2186, Taschenbuch, 247 Seiten, ISBN: 978-3-518-29786-5, Berlin, 2016 Preis: 16,00 € (Französischer Originaltitel: Jubiler – ou les tourmentes de la parole religieuse)

doch gerade durch die einfallsreiche und aufmerksam kreative Sprache neu geweckt werden soll. Die immer prekäre Sprache der Liebe als Analogie zur religiösen Rede durchzieht das Buch. Und mit ihr kann man, denke ich, auch aus der Perspektive der Theologie einiges anfangen.

Dennoch gesteht Latour, nach wie vor Schwierigkeiten mit der religiösen Rede zu haben. Er ist als französischer Intellektueller durch die Stationen der Religionskritik gegangen. Er kann das nicht einfach mit- und nachsprechen, was heute in der Liturgie der Kirche gesprochen wird. Angesichts dieser Entfremdungserfahrung formuliert Latour – und das wäre der dritte Pflöck, den ich betonten möchte – eine doppelte Kritik: einerseits an denen, die leichtfertig den Faden der Tradition abschneiden und so tun, als habe Religion uns heute nichts mehr zu sagen; andererseits an denen, die Religion professionell verwalten. Latour, der eigentlich über weite Strecken vorsichtig tastend spricht, wird an dieser Stelle geradezu prophetisch deutlich. Ich will Ihnen einen kurzen Passus vorlesen, der diese zornige Absage an die Traditionsvergessenen markiert. Dort heißt es: „Sie werden es niemals zugeben, aber waren sie es etwa nicht, die beschlossen haben, ihre Kinder nicht taufen zu lassen, einen seit so vielen Jahrhunderten ununterbrochenen Faden mit eigener Hand zu kappen, ihnen die Zugehörigkeit zum Volk der Erlösten zu entziehen? Und warum? Damit sie später selber wählen können. Oh Freiheit, was für Verbrechen hat diese Generation nicht in deinem Namen begangen! Und was haben sie ihren Kindern vermacht stattdessen? Autonomie!“ (94f.) Und dann fährt Latour fort, dass eigentlich die Autonomie durch die Ma-

trix von Bindungen erst zustande kommt. Das ist die erste Absage.

Die andere ist an die professionellen Verwalter der religiösen Rede, also die Priester und die Theologen, adressiert, die quasi die Traditionsbestände nicht angemessen übersetzen, sondern gewissermaßen papageientheologisch nur das repetieren, was vergangene Jahrhunderte vorgesprochen haben. Ihre leichtzünigige „Gottprotzigkeit“ – um ein Wort von Canetti aufzunehmen – irritiert ihn und diese Irritation sollte man nicht mit einem Pawlowschen Anti-Reflex abweisen, auch wenn die Priester- und Theologenschelte natürlich einigermaßen pauschal ausfällt.

Latour selbst erörtert – und das wäre der vierte Pflöck – unterschiedliche Strategien der Übersetzung, die ihm alle unzureichend zu sein scheinen. Ich zähle nur die Stichworte auf. Sie dürfen oder müssen sich den Rest dazu denken. Rationalisieren reiche nicht aus, das sei die Konvertierung der religiösen Sprache in die Informationssprache der Wissenschaft; es bleibe nichts übrig. Entmythologisieren und historisch-kritisch alle Übermalungen abtragen, um zum authentischen Text vorzustoßen, das sei ebenfalls nichts, es bleibe dann nur die „vollständig weiße Wand“ (137). Die Versuchung zur symbolischen Lesart wird ebenfalls verworfen, ihre Operationen erscheinen zu willkürlich. Ästhetisieren, also die Farben und Formen der Liturgie, die schönen Klänge der Kantanten, das polychrome Licht der Kirchenfenster etc. goutieren, ohne sich um die Aneignung der Inhalte zu scheeren, das sei auch nichts. Die Bibel einfach wörtlich nehmen sei schließlich eine Strategie, die allzu schnell in die Fundamentalismus-Falle tappt. Also, das überzeugt Latour alles nicht.

Was will er selber? Er selber möchte eine Art Übersetzung versuchen, die an das Sprachspiel der Liebe anschließt, die aber letztlich nur fragmentarisch und allenfalls skizzenhaft entwickelt wird. Latour führt dafür das Stichwort „Re-Präsentieren“ ein. Da hören Sie schon: das Präfix Re- zeigt an, dass etwas, was quasi in die Vergangenheit abgesunken ist, neu in die Gegenwart geholt werden soll. Er illustriert das an einem Beispiel, einem Fresko von Fra Angelico in Florenz, welches das leere Grab zeigt. Der Rücken eines betenden Mönches ist zu sehen, der dem Betrachter eine Brücke gewährt, mit dem Mönch auf die Szene schaut. Keine der dargestellten Figuren sieht unmittelbar, was sich dort zuträgt. Allein der Finger des Engels weist ins leere Grab – eine deiktische Geste, die zeigt: Der, auf den es ankommt, ist nicht da! Aber indem ich, so Latour, als Betrachter realisiere, dass er nicht da ist: nicht im Bild, nicht in der Vergangenheit, ereignet sich ein Umschlag. Die Leere ist die Hohlform für das Ankommen können seiner Präsenz. Hier und jetzt!

Bei solchen Überlegungen, die eher indirekten Ausdrucksformen Präsenzeffekte zutrauen, hält sich Latour noch länger auf. Es fällt nicht immer leicht, ihm bei seinen Volten zu folgen. Aber er schlägt eine Lesart der Evangelien vor, die weniger horizontal – oder wie er sagt: „longitudonal“ – dem Erzählbogen von Leben, Tod und Auferstehung folgt, sondern auf Textsignale achtet, die den Duktus unterbrechen, die stören, die Alteritätsmarkierungen setzen. Er nennt diese Stellen auch „transversal“: Hör mal! Schau mal! Auch das Zittern der Stimme, die Sprache der Tränen, Veränderungen der Tonlage führt er an. Um diese, an die Aufmerksamkeit des Le-

ters appellierenden vertikalen Stellen durchzugehen, müsste man nun länger verweilen und eine Lektüre der Evangelien in dieser Optik beginnen. Aber das geht nun nicht. Ich muss zum Schluss kommen, und daher zitiere ich Ihnen einen der letzten Sätze, in denen Bruno Latour versucht, positiv zu sagen, was das anvisierte Ziel seiner kreisenden und mitunter tatsächlich quälenden Reflexionen zur religiösen Rede ist, gewissermaßen das Finale von „Jubilieren“. Dort heißt es: „Es ist schwierig, die passenden, genauen, präzisen Worte zu finden, um die Rede heilbringend zu machen, um gut über die Gegenwart zu reden“. Statt neue Informationen zu erfinden, ist die Pflicht „des Fortführers“ (Botho Strauß) auf religiösem Gebiet die Treue: „Er darf nicht erfinden, er muss erneuern.“ Man sieht, Latour traut bei aller Kritik an der religiösen Rede denen, die den Faden der Tradition fortspinnen oder fortzuspinnen versuchen, doch immerhin zu, dass sie etwas Heilbringendes, etwas Gutes in die Gegenwart hineinholen können. Das ist nicht wenig! Aber Latour wünscht sich, dass es mehr Übersetzer gäbe, die als im Glauben Entschiedene den Unentschiedenen eine Brücke bauen. Sie müssten die hermeneutische Kunst beherrschen, die brachliegenden Traditionsbestände so zu erschließen, dass sie auch bei den Suchenden und Zweifelnden ankommen können. Verbalismen und Ritualismen helfen hier nicht, die mimikryhafte Übernahme modischer Vokabulare auch nicht. Die, die bei den anderen zu schnell ankommen wollen, drohen beim Übersetzen die kostbarste Frucht zu verlieren. Der Fährmannsdienst ist eine eigene Kunst. Halten wir also inne! □



## Unsere Online-Medien

Neben unserer Zeitschrift „zur Debatte“ bespielt die Katholische Akademie Bayern auch eine Reihe von Online-Medien, mit denen wir unsere Themen in den gesellschaftlichen Diskurs einbringen. Zuerst natürlich die Homepage, auf der Sie unter [www.kath-akademie-bayern.de](http://www.kath-akademie-bayern.de) neben allen Anmeldefunktionen für unsere Veranstaltungen regelmäßig aktuelle Mitteilungen und den Presspiegel finden.

Viele Kurznachrichten und Bilder, die Sie gerne kommentieren und teilen, präsentieren wir mit unserem Facebook-Auftritt: [www.facebook.com/katholische.akademie.bayern](https://www.facebook.com/katholische.akademie.bayern)

Intensiv aktualisiert die Akademie ihre eigenen Kanäle auf YOUTUBE. Sie können **Katholische Akademie in Bayern AUDIO-Kanal** (vollständige Vorträge zum Nachhören) und **Katholische Akademie in Bayern** (kurze Videoclips zu ausgewählten Veranstaltungen) kostenlos abonnieren. Dann erfahren Sie zeitnah, wenn wieder etwas Neues eingestellt wurde.

Auf der Plattform [www.machdeinradio.de](http://www.machdeinradio.de) schließlich stellen wir Ihnen Audiodateien mit Vorträgen aus Akademieveranstaltungen zur Verfügung, die einen literarischen Bezug haben.

## Kommende Akademieveranstaltungen

Diese Terminvorschau ist vorläufig. Sie entspricht dem Stand unserer Planungen.

Zu allen Veranstaltungen werden rechtzeitig jeweils gesonderte Einladungen ergehen. Dort, wie auch auf unserer Homepage unter [www.kath-akademie-bayern.de](http://www.kath-akademie-bayern.de) finden Sie das verbindliche Datum, den endgültigen Titel sowie nähere Informationen.

### Historische Tage 2019

6. bis 9. März 2019

#### Die Bundesrepublik Deutschland

Wegmarken und Trends 1949 bis 1989

### Ökumenische Tagung in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie in Tutzing

7. bis 8. März 2019

#### Konsens und Dissens in der Ethik

Wie weit reicht die katholisch-evangelische Ökumene?

### Gesprächsabend

Montag, 11. März 2019

#### Theologisches Terzett

Gastgeber Annette Schavan und Jan-Heiner Tück

Gast: Sibylle Lewitscharoff



### Abendvortrag

Mittwoch, 13. März 2019

#### Brahms-Requiem

Musik und Theologie des Werks 150 Jahre nach der Uraufführung

### Diskussion mit Fernsehaufzeichnung

Donnerstag, 28. März 2019

#### Angst

Mit Verena Kast und Axel Hutter, Moderation: Andreas Bönnte, BR

### Abendveranstaltung

Dienstag, 2. April 2019

#### Verbindet Spiritualität oder trennt sie?

Die drei monotheistischen Weltreligionen im Gespräch

### Abendveranstaltung

Mittwoch, 3. April 2019

#### Zum Dienst in der Kirche bestellt

Der Aufbruch im Neuen Testament

### Biblische Tage 2019

15. bis 17. April 2019

#### Mythos David

Die Biblischen Tage 2019 haben den „Mythos David“ zum Thema.



Ist Gast beim Theologischen Terzett am 11. März: Sibylle Lewitscharoff.

Foto: akg-images

## In Zusammenarbeit mit der Karl Graf Spreti Stiftung

# Kuba im Umbruch?

Wie sieht es um die Zukunft Kubas aus? Diese Frage stand im Mittelpunkt der gemeinsamen Veranstaltung der Katholischen Akademie in Bayern und der Karl Graf Spreti Stiftung am 8. Juni 2018 mit dem Titel „Kuba im

Umbruch?“. Über die politische, ökonomische, gesellschaftliche, aber auch religiöse Entwicklung dieses kleinen Karibikstaates im Schatten der großen USA referierten ausgesuchte Experten.

## „Im Zentrum des Wirbelsturms“. Karl Graf von Spreti als deutscher Botschafter auf Kuba (1960 – 1963)

Jörg Zedler

Der Namensgeber des Karl Graf Spreti-Symposiums war zwischen 1960 und 1963 deutscher Botschafter in Havanna. Dies war der Ausgangspunkt, das Symposium – das bereits zum siebten Mal von der Katholischen Akademie in Bayern und der Karl Graf Spreti-Stiftung gemeinsam durchgeführt wurde – im Jahr 2018 dem Thema Kuba zu widmen und nach Strukturen des Wandels in den letzten Jahren und Jahrzehnten zu fragen.

Der als Hexenjäger völlig unverdächtige französische Philosoph und Schriftsteller Jean Paul Sartre notierte nach einem Besuch Kubas 1960 mit dem ihm eigenen Spott: „If the United States didn't exist, the Cuban revolution would invent it.“ Offensichtlich hatte er den Anti-Amerikanismus als ein prägendes Moment empfunden, und tatsächlich war der Hass auf den großen Nachbarn ein einendes Band der Revolution. Das ist nicht weiter verwunderlich, wenn sogar der US-Senat feststellte, dass „vor Castros Machtübernahme [...] die Vereinigten Staaten einen so überragenden Einfluss in Kuba [hatten], dass der nordamerikanische Botschafter der zweitwichtigste Mann im Lande war – manchmal sogar wichtiger als der Präsident.“

Auch der 1960 auf die Insel entsandte deutsche Botschafter Karl Graf von Spreti hatte die Wechselwirkung zwischen der (früheren) US-Politik und der Revolution frühzeitig registriert: Der umfassende und oft rücksichtslose Einfluss der USA auf politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen in Kuba habe, so Spreti gegenüber dem Auswärtigen Amt, einen Anti-Amerikanismus entstehen lassen, der den Kommunismus nur umso attraktiver erscheinen lasse.



Dr. Jörg Zedler, Wiss. Assistent am Lehrstuhl für bayerische Landesgeschichte der Universität Regensburg

### I.

Um Spretis Einschätzung zu verstehen, gilt es chronologisch einen Schritt zurückzugehen: Wie die meisten lateinamerikanischen Staaten, so war auch Kuba zu Beginn der 1950er Jahre diktatorisch regiert, und wie fast überall, so formierte sich auch hier eine Widerstandsbewegung gegen dieses Regime. Sieht man von dem misslungenen Angriff Fidel Castros auf die Moncada-Kaserne von 1953 ab, begann die Revolution im November 1958. Sie hatte in erster Linie politische Ziele, hinter

denen die sozialen zurücktraten. So galt es primär, die ökonomische und politische Abhängigkeit von den USA zu durchbrechen – besaßen im Revolutionsjahr US-Konzerne doch sage und schreibe 47,7% der kubanischen Zuckerrohrplantagen, kontrollierten 36% der Ländereien, je 90% des Bergbaus und der Telefon- und Elektrizitätsgesellschaften, 66% der Raffinerien, 50% der öffentlichen Eisenbahnen, 30% der Banken und 20% der Versicherungen. Das Ende dieser Dominanz sollte, so die Überlegung der Revolutionäre, in einem zweiten Schritt die Voraussetzung bieten, um die enorme Kluft zwischen arm und reich zu verringern.

Im lateinamerikanischen Vergleich fiel der durchschnittliche Lebensstandard der Insel freilich immer noch günstig aus. Eine aufrührerische Stimmung wurde daher weniger von unterprivilegierten Massen als vielmehr von jungen Intellektuellen getragen, deren Anführer Fidel Castro war. Mit nur wenigen hundert Guerillakämpfern gelang es der Gruppe um die Brüder Fidel und Raúl sowie Ernesto Guevara, die Regierungstruppen 1958 mehrfach vernichtend zu schlagen. In der Silvesternacht dieses Jahres musste der bisherige Militärmachthaber Fulgencio Batista schließlich von der Insel flüchten. Damit hatte der Aufstand zwar die Diktatur gestürzt, die soziale Struktur der Insel aber noch lange nicht gewandelt. Erst im Lauf der darauffolgenden Jahre sollte das politische und ökonomische System nachhaltig verändert werden – mit Spreti als Augenzeugen.

Anfangs wollten sich die Revolutionäre weder zu einem Satelliten Moskaus machen lassen noch dessen System unreflektiert adaptieren, obwohl viele der Maßnahmen im Agrar- und Industriebereich aus der Sowjetunion der 1940er Jahre entlehnt waren. Dennoch: Das kubanische Programm war weniger radikal als vor allem antiimperialistisch und auf sozialen Ausgleich bedacht. So führte Castro 1959 zwar eine Agrarreform durch, die bis 1963 jedoch privaten Grundbesitz bis 400 Hektar, in Ausnahmefällen sogar bis über 1300 Hektar zuließ. Das enteignete Land wurde entweder in Form kolchoseähnlicher Betriebe verwaltet oder von einem staatlichen Institut an Klein- und Kleinstbauern weitergegeben. Privateigentum an Grund und Boden wurde also nicht grundsätzlich aufgehoben, sondern zugunsten der ärmsten Bauern umverteilt, zumal bis 1961 nur 27% des verteilten Landes aufgrund des Agrarreformgesetzes vorher enteignet worden waren. Liest man in den Berichten der damaligen Diplomaten, ist schon auffällig, dass auch sie sich nicht einig sind, ob man in Castro schon zu Beginn der Revolution einen Sozialisten – und wenn ja: ob sowjetischer Provenienz – sehen müsse oder nicht. Auch in der Forschung findet sich diese wie jene Meinung. Spreti selbst war der Ansicht, dass erst Mitte 1960 die unzweifelhafte „Schwenkung in Richtung der östlichen Länder“ stattgefunden habe.

### II.

Tatsächlich hatte Havanna aus Enttäuschung über die Haltung der blockfreien Staaten zu diesem Zeitpunkt diplomatische Beziehungen zu den Ländern des Warschauer Pakts aufgenommen und trieb seine politische und wirtschaftliche Annäherung an die UdSSR voran. Als diese weit günstigeres Öl nach Kuba lieferte, als der Weltmarkt es hergab, weigerten sich die nordamerikanischen Raffinerien auf der Insel, das russische Öl zu verarbeiten – und wurden daraufhin kurzerhand verstaatlicht. Als Antwort verhängte Präsident Eisenhower im Oktober 1960 ein Handels-

embargo und berief seinen Botschafter nach Washington zurück. Im Januar des darauffolgenden Jahres wurden die Beziehungen auch offiziell abgebrochen (und sollten erst unter Barack Obama wieder aufgenommen werden), was die Sozialisierung der noch in Privathand verbliebenen US-Betriebe auf Kuba nach sich zog. Fortan waren die Vereinigten Staaten von Amerika ohne diplomatische Vertretung auf der Antilleninsel und deswegen nicht zuletzt auf die Informationen ihrer Verbündeten angewiesen. Wenig später hat der bis 1959 amtierende US-Botschafter in Havanna, Earl Smith, in seinen Memoiren eingeräumt, dass Washington über keinerlei schlüssige Strategie für Kuba verfügt habe und kritisierte die Planlosigkeit amerikanischer Außenpolitik scharf: „Einen Diktator durch einen anderen zu ersetzen, führt nicht zu Demokratie. Wenn es die Politik der Vereinigten Staaten ist, einen Diktator in der Hoffnung zu stürzen, dass automatisch Demokratie folgen werde, müssen die Vereinigten Staaten meines Erachtens darauf vorbereitet sein, jegliche Schritte zu unternehmen, um Recht und Ordnung zu erhalten und Chaos während einer Übergangszeit zu verhindern – einer Übergangszeit, die sehr lange andauern kann.“

Vorerst war die Reaktion der US-Administration, Exilkubaner zu einer Landung zu ermutigen und auszurüsten. Das als Invasion an der Schweinebucht bekannt gewordene Unternehmen vom 17. April 1961 war seit langem – je nach politischer Präferenz – erhofft oder befürchtet worden: „Aus kubanischen Kreisen“, so Spreti gegenüber dem Ministerium, „erfahre ich, dass in antirevolutionären Kreisen man mit einer Invasion in einigen Monaten rechnet, wobei mir [...] nicht mitgeteilt wurde, durch wen oder woher.“ Wochen später informierte er das Auswärtige Amt dann, dass Kräfte aus Miami dahinter stecken würden, nicht ohne den Dilettantismus des Handelns zu kritisieren: „Von der Landung ist wirklich nichts zu sehen, keine Waffe, kein Panzer, kein ausgebranntes Fahrzeug und wenn ich an unsere Kriegsschauplätze denke [...], dann fragt man sich, wo eigentlich gekämpft wurde. Haben die Cubaner alles weggeschafft, um die Spuren dieser nicht stattgefundenen Schlacht zu verwischen? Andererseits fragt man sich, wie man überhaupt an dieser Stelle hat landen können. Jeder von uns weiß, dass man die Hauptstraße beherrschen muss, dass aber in der Tarnung vormarschiert wird. Hingegen sind die Landungstruppen scheinbar [...] ohne Artillerie und Schiffskanonen auf der Hauptstraße entlang marschiert und liefen wahrscheinlich direkt ins Feuer.“

Der Putschversuch nutzte letztlich nur demjenigen, dessen Herrschaft er hätte beseitigen sollen: Fidel Castro jedenfalls entledigte sich daraufhin seiner verbliebenen Gegner – „real and imagined“, wie Clifford Staton in seiner History of Cuba anmerkt – und nutzte fortan den Antiamerikanismus mehr denn je als Legitimation seiner Politik.

Hatte er in den ersten Monaten seiner Herrschaft versucht, auf moderate Umgestaltung zu setzen, wurden nunmehr tiefgehende Veränderungen initiiert, die erkennbar diktatorische Züge trugen und das System zunehmend zu einem marxistischen machten: Führende Leute des alten Regimes wurden kurzerhand zu „Kriegsverbrechern“ erklärt und erschossen. Im zweiten Halbjahr 1960 setzte für in- und ausländische Betriebe eine Sozialisierungswelle ein: Banken, Raffinerien, Elektrizitäts- und Telefongesellschaft, Textil-, Tabak-, Zement-, Eisen- oder Zuckerwerke wurden – meist ohne Entschädigung – genauso in Staatsbesitz überführt wie



Foto: Karl Graf Spreti Stiftung

*Botschafter Karl von Spreti in Havanna mit seiner Frau Ina (re.) und seiner Tochter Gaetana.*

Mietshäuser. Spreti notiert bereits im März 1960 in seinen privaten Aufzeichnungen, dass das Pendel neuerlich in Richtung Revolution ausschlage, während die Entwicklung zuvor eher evolutionärere Züge getragen habe. Zeitgleich mit den planwirtschaftlichen Maßnahmen kam es zu einem personel-

len und ideologischen Kurswechsel in Richtung Sozialismus.

### III.

Nicht zu verwechseln ist die Invasion an der Schweinebucht mit der Kuba-Krise im Jahr darauf, nämlich 1962.



*Heinrich Graf von Spreti, Sohn des Diplomaten, begrüßte im Namen der Stiftung die Teilnehmer am Symposium.*

Gleichwohl hingen beide insofern zusammen, als die UdSSR die misslungene Invasion von 1961 als Chance begriff, Einfluss im karibischen Raum zu gewinnen und das nukleare Ungleichgewicht – im Oktober 1962 hatten die USA ein 17-faches Übergewicht an Atomsprengköpfen – auszugleichen. Nach der Berlin-Krise und empfindlichen Rückschlägen in Vietnam war Moskau der festen Überzeugung, der junge amerikanische Präsident John F. Kennedy sei außerstande, eine Politik der Stärke zu praktizieren. Obwohl der Kreml schlechte Erfahrung mit sozialistischen Regimen, die ohne sowjetische Hilfe zur Macht gelangt waren, gemacht hatte, entschloss sich Chruschtschow zur Stationierung russischer Atomraketen auf der Antilleninsel – hatte sich allerdings, was die Reaktion der USA anging, verspekuliert: diese nämlich erzwingen den ultimativen Abzug der Raketen, verpflichteten sich freilich im Gegenzug in einem Geheimvertrag, das Castrische System nicht weiter zu destabilisieren (und ihrerseits Mittelstreckenraketen aus der Türkei abziehen). Korrekterweise sollte man ohnehin von einer russisch-amerikanischen statt der Kuba-Krise sprechen, diente die Insel selbst doch nur als Abschussort. „In den Tagen des Oktober waren wir viel weniger aufgeregt als die übrige Welt“, schreibt Spreti an seine Angehörigen in Deutschland, „wir waren hier völlig ohne Kenntnis, da wir weder erfuhren, was Mikojan sagte oder erreichte, aber auch nicht, was in New York oder Washington gesprochen wurde. Nicht ein-

mal die Regierung wusste viel, außer was das Radio brachte. Wir waren somit im Zentrum des Wirbelsturmes, wo es immer am ruhigsten ist.“ Das entsprach freilich nicht ganz der Wahrheit, denn die Verbringung tausender sowjetischer Soldaten auf die Insel war der Botschaft – Spreti selbst war zunächst im Urlaub – nicht verborgen geblieben, wenngleich man zunächst, d.h. im Juli 1962, an Unterstützung für Castro im Fall einer innerkubanischen Auseinandersetzung glaubte. Mitte August zeigte sich Spretis Stellvertreter, Konrad Gracher, zwar immer noch vorsichtig („Das Dunkel um die ... Landung größerer Kontingente sowjetischer Staatsangehöriger ... hat sich inzwischen nicht wesentlich gelichtet“), doch die Entladung schweren Geräts ließ bereits den Verdacht keimen, es diene „zum Bau einer sowjetischen (Raketen-?) Basis in dem durch die Orte Rodrigo – Amaro – Santo Domingo ... begrenzten Dreieck“. Mitte September schließlich versah er seine Meldung, es handle sich um Atomsprenghäupter, nur mehr mit einer Restunsicherheit.

### IV.

Spreti selbst, der die Bundesrepublik Deutschland zwischen 1960 und 1963 als Botschafter auf Kuba vertrat, hinterließ neben seiner diplomatischen Korrespondenz auch zahlreiche Briefe an die Familie. In ihnen stehen vor allem Schilderungen von privaten Ausflügen, Reisen oder Besuchen im Vordergrund, die das Bild seiner Tätigkeit vervollstän-



Foto: Karl Graf Spredi Stiftung

Eine Porträtaufnahme des Botschafters.

digen. Auffällig ist vor allem die Beschreibung zahlreicher Widersprüche: So beschreibt er einerseits ausgiebig die karibische Lebensfreude und den ungeheuren Naturreichtum des Landes: „Der Boden ist so fruchtbar, dass die Tomaten ca. 1,20 m hoch im Januar gepflanzt wurden und man heute schon [Mitte April] erntet und die Leitung rechnet mit zwei Ernten im Jahr“. An-

dererseits verweist er auf ausgesprochen morbide Entwicklungen: wirtschaftliche Ineffizienz und Misswirtschaft, Enteignung, Gewalt. Häuser seien reihenweise aufgegeben worden, weil die Besitzer geflüchtet oder ermordet worden waren. Die Klasse seines Sohnes schrumpfte deshalb von 20 auf einen einzigen Schüler – innerhalb nicht einmal eines Jahres. Die einst prunkvollen Hotels

standen leer und wurden zu Symbolen verfallender Pracht. Bei Empfängen fehlten ihm die Kubaner, weil sie exiliert, verhaftet oder ermordet worden waren.

In den nur drei Jahren seiner Tätigkeit auf Kuba wurde Spredi zum Beobachter grundlegender gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und politischer Veränderungen. Dabei war seine eigene Situa-

tion alles andere als gesichert. Die Frage, ob und wenn ja: wann Kuba die DDR anerkennen würde, hing wie ein Damoklesschwert über seiner gesamten Amtszeit auf der Karibikinsel. Bereits wenige Monate nach seiner Ankunft schreibt er: „Die deutsche Frage ist natürlich immer ein schwacher Punkt.“ Und acht Wochen später: „Diese Ungewissheit macht nervös und man kann nichts mehr planen.“ Eine, wie es im Duktus der Zeit hieß, ostzonale Handelsdelegation war bereits auf Kuba, und die Frage ihrer diplomatischen Aufwertung nur eine Frage der Zeit.

Dies aber hätte dem ceterum censeo bundesrepublikanischer Außenpolitik, der Hallstein-Doktrin, widersprochen, wonach ausschließlich die Bundesrepublik, nicht aber die noch in Anführungszeichen geschriebene DDR, Deutschland vertreten dürfe. Eine Aufwertung der Handelsdelegation musste also die Einziehung der diplomatischen Mission Spretis nach sich ziehen. Nur in Parenthese sei erwähnt, dass das Vorbild hierfür kurioserweise die sogenannte Mao-Doktrin war. Von China aufgestellt, gilt sie noch heute und besagt, dass kein

*In den nur drei Jahren seiner Tätigkeit auf Kuba wurde Spredi zum Beobachter grundlegender gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und politischer Veränderungen.*

Land, das Beziehungen mit Peking unterhalte, diese auch mit Taiwan haben dürfe. Walter Hallstein, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, hatte ihre Struktur dann auf Bonn und Ost-Berlin übertragen. Spredi zweifelt übrigens schon 1960 daran, ob eine ausschließlich außen- und sicherheitspolitisch motivierte Betrachtung Kubas unter Ausblendung handelspolitischer Interessen die richtige sei. Immerhin, gibt er zu bedenken, werde die „SBZ“ damit für Castro auch handelspolitisch interessanter werden. Zeithistoriker sind sich heute einig, dass die schleichende völkerrechtliche Etablierung der DDR mittels der Hallstein-Doktrin nicht abzuwenden war – anders als die Theoretiker des Auswärtigen Amtes es damals postulierten. Spredi hatte hierzu im Januar 1962 an den Leiter der Personal- und Verwaltungsabteilung des Auswärtigen Amtes geschrieben: „Was meine Botschaft anbelangt, so ist das Dasein einer ostdeutschen Handelsdelegation ein starker Faktor, der außerordentlich bedrückend empfunden wird, insbesondere da die ostzonale Mission zwar nicht de jure, aber de facto ein Botschafterleben führt. Die Hallstein-Theorie, die hier aufrechterhalten wird, ist schon längst überspielt. Nadelstiche, Angriffe und Demütigungen sind hier das tägliche Brot; sie belasten mich stark und gehen daher nicht spurlos vorüber.“

Insofern dürfte er es – zumindest auch – als Erlösung empfunden haben, als Kuba im Januar 1963 unter dem Druck der Sowjetunion vollständige diplomatische Beziehungen zur DDR aufnahm. Was folgte, war der Abbruch der Beziehungen seitens der Bundesrepublik und das Dekret des Auswärtigen Amtes, Spredi möge innerhalb von 72 Stunden das Land verlassen. Ein abruptes Ende seiner nach Luxemburg zweiten diplomatischen Station. □

# Kubas Weg im 20. und 21. Jahrhundert

Walther L. Bernecker

Das 20. Jahrhundert begann für Kuba mit dem Krieg von 1895-1898, der zur Unabhängigkeit der Karibikinsel von Spanien, gleichzeitig jedoch zu erneuter Abhängigkeit – diesmal von den USA – führte. Die neue politische Struktur ist häufig als abhängige oder neokoloniale Republik bezeichnet worden, wobei wesentliche Elemente der Kolonialgesellschaft in die Republik überführt wurden. Bezeichnenderweise wurde der Friede von Paris im Dezember 1898 nicht zwischen Spanien und Kuba, sondern zwischen Spanien und den USA unterzeichnet. In der US-Politik setzte sich in dieser entscheidenden Phase der neokolonialistische und annexionistische Flügel durch. Den USA gelang es schließlich, dass die kubanische Verfassung von 1901 in Form des Platt-Amendments einen Zusatz erhielt, der den US-Amerikanern das jederzeitige Recht auf Intervention in Kuba einräumte. Damit waren die Beziehungen zwischen den USA und der Karibikinsel auf Jahrzehnte hinaus festgeschrieben. Außerdem sah ein „dauerhafter Vertrag“ von 1903 völkerrechtlich vor, dass der Militärstützpunkt Guantánamo für „immer und ewig“ an die USA fiel.

## I. Kuba als Quasi-Protectorat der USA

Die Erste und die Zweite Republik zwischen 1902 und 1958 lassen sich als ein Quasi-Protectorat der USA bezeichnen, vor allem im Hinblick auf die Beibehaltung und den Ausbau der kolonialen Wirtschafts- und Sozialstrukturen sowie auf die politische Dominanz der Vereinigten Staaten. In dieser Periode griffen die USA immer wieder in die Geschicke des Karibikstaates ein, und häufig genug waren die kubanischen Regierungen durchaus willfährig und ließen diese Eingriffe zu. Schon der erste Präsident des unabhängigen Kuba, Tomás Estrada Palma (1836-1908), wurde mit Unterstützung durch die USA ins Amt eingeführt. Auch spätere Wahlen fanden unter Kontrolle der Okkupationsmacht statt. Die sozioökonomischen Bedingungen und Strukturen veränderten sich in jener Phase nur geringfügig; sie waren geprägt von einer stets stärkeren Durchsetzung des Großgrundbesitzes und der Zucker-Monoproduktion sowie vom Ausbau der Transportinfrastruktur unter Kontrolle zumeist US-amerikanischer Gesellschaften und Banken. Schon während der Präsidentschaft von Mario García Menocal (1913-1921), später noch mehr unter seinen Nachfolgern, kam es zur Durchsetzung der US-amerikanischen Dominanz in der kubanischen Wirtschaft. Die Zuckerproduktion expandierte immer weiter in den Osten der Insel, wo moderne Zuckerverarbeitungsbetriebe und riesige Latifundien entstanden, die häufig von der United Fruit Company kontrolliert wurden.

## II. Zur Vorgeschichte der Revolution

Nach Erlangung der Unabhängigkeit und verschiedenen schweren Auseinandersetzungen um die politisch-soziale Rolle von Weißen, Farbigen und Schwarzen im Staat bildeten sich in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts klare Machtverhältnisse heraus, die jahrzehntelang andauern sollten: An der Spitze der sozialen Pyramide hielten hohe weiße Offiziere des Unabhängigkeitskrieges,



Prof. Dr. Walther L. Bernecker, Professor em. für Auslandswissenschaft an der Universität Erlangen-Nürnberg

Großgrundbesitzer, weiße zivile Oligarchen und einige wenige Farbige die Macht in ihren Händen. 1933 brach jedoch ein Massenaufstand aus, der sich primär gegen die bestehenden Agrarstrukturen (Dominanz der Zuckerwirtschaft) richtete. Der ehemalige Korporal Fulgencio Batista (1901-1973) nutzte die Gunst der Stunde, ließ das alte Offizierskorps niedermetzeln, bildete sodann einen gemischten Militär- und Sicherheitsapparat, würgte den Aufstand nieder und versuchte, als „starker Mann“ seine Herrschaft durch Reformpolitik zu legitimieren. Batista blieb nach dem Zweiten Weltkrieg, der Kuba viele ökonomische Vorteile brachte, die bestimmende Figur in der kubanischen Politik.

Als 1952 die Gefahr drohte, dass eine linksnationale Parteiformation die Wahlen gewinnen könnte, ergriff Batista mittels eines vom Militär unterstützten Staatsstreichs direkt die Macht. Nach Abschaffung der damals progressiven Verfassung von 1940 regierte er brutal-diktatorisch, während sich die wirtschaftliche Lage der Insel zusehends verschlechterte. Hohe Arbeitslosigkeit, durch Marktstimmung mit den USA hervorgerufene industrielle Fehentwicklung, extrem ungleiche Besitzverhältnisse, nahezu ausschließliche Wirtschaftsabhängigkeit von der Zuckermotokultur und Kontrolle der wichtigsten Wirtschaftssektoren durch US-Kapital riefen massiven Widerstand hervor, auf den das korrupte Regime mit Terror reagierte. Zum Anführer der Widerstandsbewegung wurde der in einer jesuitischen Eliteschule ausgebildete Rechtsanwalt Fidel Castro Ruz (1927-2016), der schon 1953 einen (damals fehlgeschlagenen) Angriff auf die Moncada-Kaserne bei Santiago de Cuba unternommen und deshalb vorübergehend gefangengesetzt worden war. Nach einer Amnestie begab er sich nach Mexiko, wo er – zusammen mit Ernesto „Che“ Guevara (1928-1967) – den Sturz Batistas vorbereitete. Seit 1956 führten die Aufständischen einen Guerillakrieg in der Sierra Maestra, der in der Silvesternacht 1958/1959 mit der Flucht Batistas siegreich beendet werden konnte,

nachdem sich die durch Korruptionsaffären und interne Streitigkeiten geschwächte Armee allmählich zersetzt hatte.

## III. Die Revolution von 1959

Am Vorabend der Revolution war Kuba eine noch junge Nation, in der Traditionen der Zucker-Monowirtschaft und das Erbe der (bis 1886 bestehenden) Sklaverei extreme gesellschaftliche Hierarchisierungen, ein großes Gefälle zwischen Stadt und Land und starken Rassismus hervorgebracht hatten. Die siegreichen *guerrilleros* setzten – unter Leitung des neuen Ministerpräsidenten Fidel Castro – ihr nationalistisch-sozialistisches Programm schnell in die Tat um: ein erstes Agrarreformgesetz legte Höchstgrenzen für landwirtschaftliche Betriebe fest und eliminierte damit praktisch den privaten Großgrundbesitz. Die enteigneten Betriebe wurden z. T. als Kooperative, z. T. als Staatsbetriebe unter Verwaltung der neu geschaffenen Agrarreformbehörde fortgeführt. Unternehmer und Anhänger des gestürzten Regimes, Industrielle und ausländische Konzerne wurden enteignet, Kollaborateure massenhaft hingerichtet. Nach der Verstaatlichung der wichtigsten US-Unternehmen kürzte US-Präsident Dwight Eisenhower drastisch die Abnahme der kubanischen Zuckerquote, was eine empfindliche Reduzierung der kubanischen Deviseneinnahmen beim wichtigsten Exportartikel bedeutete. Kurz danach verhängten die USA ein Handelsembargo auf alle Einfuhren aus Kuba. Die Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) verurteilte scharf die radikalen Maßnahmen der neuen kubanischen Führung und schloss den Inselstaat aus der Organisation aus, was im Gegenzug zur Hinwendung Kubas zur Sowjetunion und zum ersten kubanisch-sowjetischen Handels- und Kapitalhilfeabkommen führte.

## IV. Ideologie, Politik und Außenbeziehungen

Bereits Anfang der 1960er Jahre wurden die wichtigsten politisch-ideologischen Grundlagen für die Entwicklung Kubas in den nächsten Jahrzehnten gelegt. In jener Phase entfaltete die Revolution zweifelsohne ein emanzipatorisches Gesellschaftsprojekt, das aber bald in Stagnation und Reformstau mündete. Im Herbst 1960 ließ Castro von einer Million Menschen die „Erklärung von Havanna“ per Akklamation beschließen. Sie enthielt eine Absage an die herkömmlichen Regeln der Demokratie und garantierte den Bauern das Recht auf Land, allen Menschen das Recht auf Arbeit, Zugang zu Bildung und Krankenversorgung, dem Staat wiederum das Recht, große Unternehmen entschädigungslos zu verstaatlichen. Aus der Zustimmung zu diesem Dokument leitete Castro die Legitimität ab, ohne Wahlen zu regieren. Schon Ende 1961 erklärte der Comandante en Jefe Kuba zur Sozialistischen Republik auf der Grundlage des Marxismus-Leninismus, 1965 benannte sich die Vereinigte Partei der Sozialistischen Revolution in Kommunistische Partei Kubas um.

Die Reaktion von Seiten der USA blieb nicht aus. Washington unterstützte eine Invasion antirevolutionärer Exilkubaner, die im April 1961 einen Umsturzversuch unternahm. Diese Schweinebucht-Invasion wurde zum Debakel; innenpolitisch beschleunigte sie die Entwicklung Kubas zum sozialistischen Staat. Weit gravierender war ein Jahr später die „Kubakrise“, die die Welt an den Rand eines Atomkriegs brachte, nachdem die Sowjets auf der Insel eine Raketenbasis errichten ließen, von der aus die USA mit Atomwaffen bedroht

werden konnten. US-Präsident John F. Kennedy ließ sich (trotz anfänglicher Drohungen) nicht von Scharfmachern zu gezielten Luftschlägen gegen Kuba provozieren, sondern verhängte eine Seeblockade, bis die Sowjets in sprichwörtlich letzter Sekunde ihre Offensivwaffen aus Kuba wieder abzogen. Castro wäre offensichtlich das Risiko eines Atomkriegs eingegangen und rügte seinen sowjetischen Verbündeten wegen dessen Einknickens gegenüber der kapitalistischen Supermacht. Kennedy wiederum musste die Garantie abgeben, nicht in Kuba einzumarschieren und auch keine weiteren Invasionen zu unterstützen; und Nikita Chruschtschow erreichte, dass die USA ihre Offensivraketen aus dem NATO-Land Türkei abzogen.

Um den Aufbau des Sozialismus aus seiner weltpolitischen Isolierung zu befreien, war Castro in den 1960er Jahren bereit, die Revolution zu „exportieren“; in ganz Lateinamerika unterstützte er in vielfältiger Weise Guerillabewegungen. „Che“ Guevara begab sich persönlich an der Spitze einer Rebellenarmee auf das lateinamerikanische Festland; dort wurde er 1967 in Bolivien ermordet, der Revolutionsexport scheiterte kläglich. Aufgrund der castristischen These von der Notwendigkeit des bewaffneten Aufstands und der davon ausgehenden

## Washington unterstützte eine Invasion antirevolutionärer Exilkubaner, die im April 1961 einen Umsturzversuch unternahm.

Politik des „Exports von Revolution“, die der sowjetischen Reformismusstrategie (Bildung von Volksfrontregierungen) entgegenstand, kam es zu vermehrten Meinungsverschiedenheiten zwischen der kubanischen und der sowjetischen Führung. Erst nach dem Scheitern der revolutionären Bewegungen auf dem lateinamerikanischen Subkontinent und infolge der stärker werdenden wirtschaftlichen Abhängigkeit Kubas von der Sowjetunion gab die Führung in Havanna ihre ideologische Eigenständigkeit zum Teil auf. Der Besuch des sowjetischen Parteichefs Leonid Breschnew in Havanna (1974) wurde von der kubanischen Führung als das Ende der Politik des Revolutionsexports interpretiert. Neben der festen Einbindung in den Sowjetblock bildeten die schrittweise Annäherung an den Westen und die Solidarität mit der Dritten Welt die Hauptbestandteile kubanischer Außenpolitik. Offensichtlichen Erfolgen wie der Intensivierung der diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen mit dem Westen (Anerkennung durch eine Reihe von Staaten, Lockerung der US-Blockade) standen auch Schwierigkeiten gegenüber, die vor allem aus dem militärischen Engagement Kubas in Afrika resultierten. In Verfolgung der „Politik der Solidarisierung mit den Ländern der Dritten Welt“ beteiligte sich Kuba nämlich 1975/76 mit ca. 20.000 Soldaten und Militärberatern am Angolakrieg auf Seiten der Befreiungsorganisation MPLA. Zwei Jahre später beteiligten sich kubanische Truppen auf äthiopischer Seite auch am Kampf um das Ogadengebiet, und auch in den Folgejahren wurde die Linie des „proletarischen Internationalismus“ mit Unterstützung der Befreiungsbewegungen, vor allem in Afrika, fortgesetzt.

Lässt sich in der wirtschafts- und bündnispolitischen Ausrichtung ein hoher Grad an Flexibilität feststellen, so war auch die grundsätzlich kirchenfeindliche Haltung der Revolution zur





Foto: dpa/AP-Fotos

*Sie sind die Gesichter der kubanischen Revolution: Fidel Castro (li.) und Ernesto „Che“ Guevara (Mi.) – hier bei einem Treffen mit dem nominellen kubanischen Staatspräsidenten Osvaldo Dorticos im Jahr 1960.*

Kirche zu Pragmatismus bereit, vor allem nachdem die Befreiungstheologie ab den 1960er Jahren ein Zusammengehen sozialistischer und christlicher Werte zu ermöglichen schien. Schließlich reisten zwei Päpste nach Kuba, und die Neuausrichtung der Kirchenpolitik integrierte die revolutionäre Botschaft des Evangeliums in das sozialistische Weltbild der Revolution. Verschlagen-pragmatisch verhielt sich Castro auch 1980, als Tausende von Kubanern vom Hafen Mariel aus die Flucht in die USA antraten, was der *máximo líder* nicht nur zuließ, sondern durch zahlreiche Begnadigungen die Gefängnistore öffnete und somit viele Gewaltverbrecher und Betrüger an den verhassten kapitalistischen Nachbarn loswurde.

#### V. Wirtschaftspolitik und -entwicklung

Die ersten Agrarreformen führten de facto zur Ausschaltung der ländlichen

Mittelschicht. Die weiter bestehenden kleinen Privatparzellen wurden im Laufe der Zeit immer mehr in das sozialistische Wirtschaftssystem integriert: Sie waren von staatlichen Krediten abhängig, der Staat erhielt das Handelsmonopol für Agrarprodukte, seit 1967 musste sich der Anbau landwirtschaftlicher Güter unter den nationalen Produktionsplan im Austausch gegen staatliche Sozialleistungen unterordnen. Castros Mitstreiter Ernesto „Che“ Guevara unternahm 1960 in seiner Eigenschaft als Präsident der Nationalbank (1959-1961) die ersten Vorstöße zur zentralen Planung der Volkswirtschaft. Im gleichen Jahr erfolgte die Verstaatlichung der ausländischen Betriebe und parallel dazu die Sozialisierung aller größeren kubanischen Firmen der Textil-, Tabak-, Zement-, Eisen- und anderer Industrien sowie aller Banken, Waren- und Lagerhäuser. Das private Eigentum an städtischen Mietshäusern wurde beseitigt, die fortlaufen-

den Mietzahlungen der Bewohner wurden im „Stadtreformgesetz“ in Beiträge für einen Mietkauf umgewandelt.

Im Laufe der folgenden Jahre entfernte sich das ökonomische System des Landes durch Einführung der Planwirtschaft nach dem Vorbild des Realsozialismus östlicher Prägung immer mehr von der Marktwirtschaft; auch die Gesellschaftsordnung entfernte sich stets weiter vom westlich-liberalen Modell, indem Oppositionsparteien und Versammlungsfreiheit abgeschafft sowie die unabhängige Presse an den Rand gedrängt wurden. Die neuen Eigentumsverhältnisse, die Beseitigung der Arbeitslosigkeit, die Einebnung der Einkommensstruktur und die Umgestaltung des Erziehungs- und Gesundheitswesens veränderten zunehmend die soziale Lage der Bevölkerung. Die Alphabetisierungskampagne von 1961 beseitigte binnen kürzester Frist weitgehend den Analphabetismus auf der Insel.

Das US-Wirtschaftsembargo (1960/1962) stellte die Insel vor schwerste Versorgungsprobleme und zwang das Land kurzfristig zur Suche neuer Absatzmärkte. Die UdSSR begann als Haupthandelspartner eine ähnlich dominierende Rolle zu spielen wie zuvor die USA. Die Exportabhängigkeit der Gesamtwirtschaft blieb ungeschmälert. Da die Einfuhren zunahm, stieg das Handelsdefizit an; die Exportlücke wurde durch sowjetische Kredite finanziert, wodurch die Auslandsverschuldung stieg. Der im kubanisch-sowjetischen Handelsabkommen von 1963 vereinbarte Zuckerpreis lag während der gesamten Zuckerplanperiode (1965-1970) beträchtlich über dem schwankenden Weltmarktniveau. Fast während der gesamten sechziger Jahre exportierte Kuba knapp 50 % aller Güter in die Sowjetunion und importierte mehr als 50 % von dort. Seit 1965 bemühte sich die Insel um die Wiederbelebung des Handels mit den westlichen

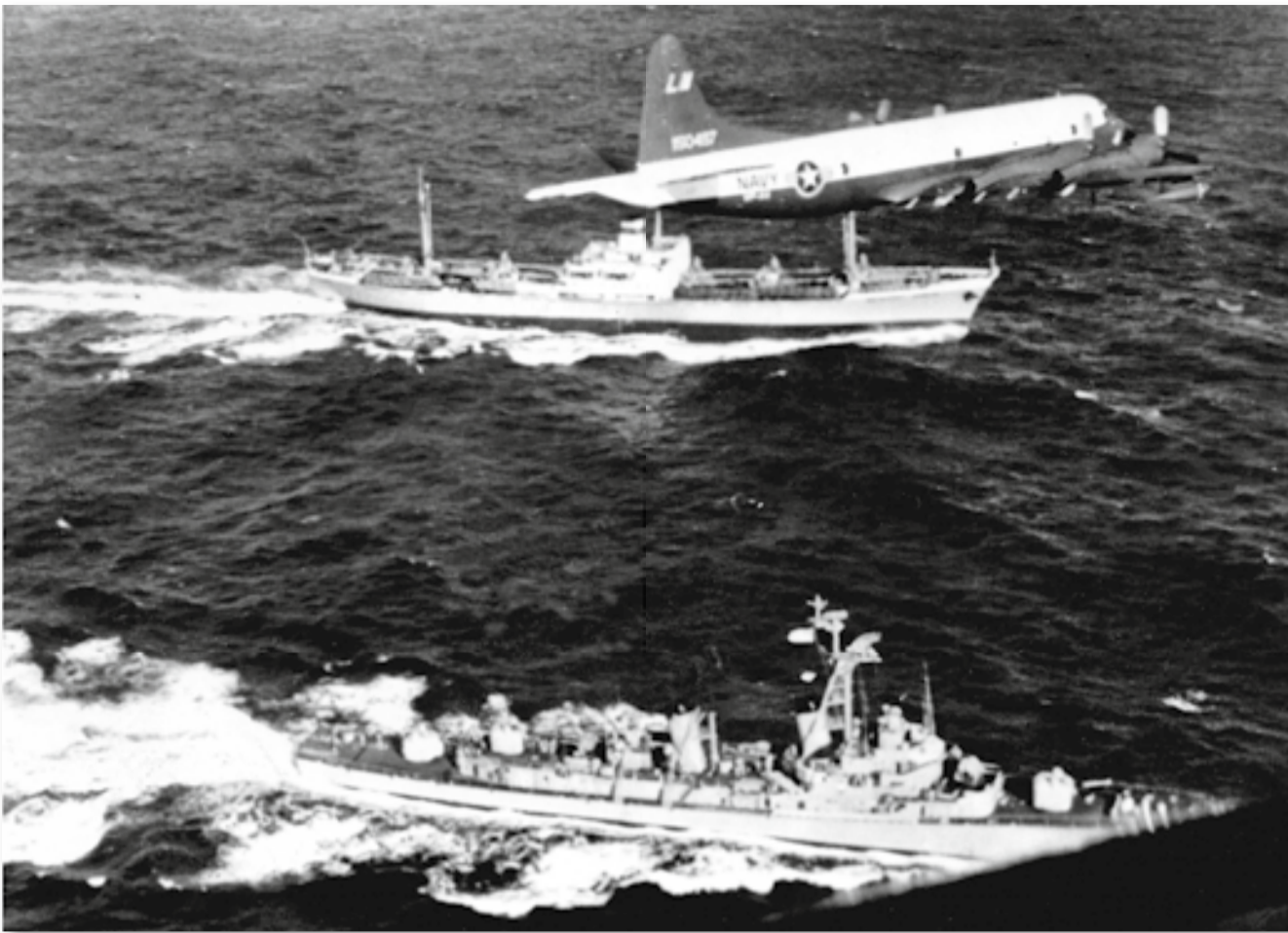


Foto dpa/AP-Fotos

Die Welt stand im Jahr 1962 kurz vor einem Atomkrieg, als auf Kuba sowjetische Raketen stationiert wurden. Mit einer Seeblockade – hier ein US-Zerstörer am 10. November, als er einen

russischen Frachter aufbrachte, – gegen die Insel zeigten die USA Stärke und brachten die Sowjetunion zum Einlenken.

Nationen, seit Beginn der siebziger Jahre nahm der Handelsaustausch mit nichtsozialistischen Ländern wieder erheblich zu.

Wirtschaftspolitisch erhielt 1961 die Industrialisierung Priorität, bald jedoch gewann der Zuckersektor wieder an Bedeutung. Nach der „Kubakrise“ von 1962 mussten Lebensmittel und Kleidung rationiert werden, was zur Herausbildung eines Schwarzmarktes führte. Nach einer Phase der Improvisation in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre setzte sich das (vor allem von „Che“ Guevara formulierte) Modell der Budgetfinanzierung bei vorrangiger Verwendung moralischer Anreize durch. Dieser Weg führte zur Zentralisierung der Wirtschaftssteuerung, zur Zurückdrängung von Arbeitsnormen und Prämien, zum Abbau von Lohndifferenzierungen, zu umfangreichem Einsatz freiwilliger Arbeit. Nach der „Selbstkritik“ Castros im Juli 1970 setzte auf diesem Gebiet eine Neuausrichtung ein: Verwendung materieller Anreize, Normierung der Arbeitsleistung und Lohndifferenzierungen traten nunmehr immer stärker in den Vordergrund. Nach Überwindung des Tiefstandes von 1970 trat allmählich ein wirtschaftlicher Aufschwung ein. Mit seinem Beitritt zum COMECON schloss Kuba seine wirtschaftspolitischen Experimente weitgehend ab und integrierte sich stärker in das sozialistische Lager. Von großer Bedeutung wurden die zwischen Kuba und der Sowjetunion abgeschlossenen Wirtschaftsabkommen, in denen die UdSSR die Rückzahlung aller von 1960-1972 entstandenen kubanischen Verpflichtungen gegenüber der Sowjetunion bis 1986 aussetzte (nach westlichen Schätzungen waren dies drei Milliarden US-Dollar). Danach sollte die Tilgung zinslos in Naturalform (Zucker- und Nickellieferungen) erfolgen.

Die sowjetische Hilfe an Kuba belief sich in rund dreißig Jahren auf über 65 Milliarden US-Dollar. Wenn auch Fidel Castro grundsätzlich an seinem politischen Motto „Alles in der Revolution, nichts außerhalb der Revolution“ lebenslang festhielt, bewies er bei vielen Entscheidungen eine gehörige Portion Pragmatismus. Als z. B. die sozialistische Welt 1989/90 weitgehend zusammenbrach und die Sowjetunion die Subventionierung Kubas einstellte, sah sich Castro gezwungen, das Land für den Tourismus als Devisenbringer zu öffnen und schließlich den verhassten US-Dollar als Parallelwährung zuzulassen, wenn er auch deutlich die Perestrojka Gorbatschows ablehnte und stattdessen die neue und für viele unverständliche Parole „Sozialismus oder Tod“ ausgab.

Gerade in jener Phase der zunehmenden Isolierung Kubas, als die Sonderperiode die Bevölkerung zunehmendem Sparzwang und großen Entbehrungen aussetzte, bildete sich eine Zweiklassengesellschaft heraus, in der all jene privilegiert wurden, die in irgendeiner Form Zugang zu Devisen hatten. Nach 1993 hatte sich schon ein Zweiwährungssystem mit konvertiblen und nicht-konvertiblen Pesos herausgebildet, das zu einem völlig verzerrten Lohn- und Preisgefüge mit der Folge einer stets ungleicher werdenden Gesellschaft führte. Nach dem Ausbleiben der sowjetischen Unterstützung sank in den 1990er Jahren das kubanische Bruttoinlandsprodukt um 30%. Die Wirtschaftsstabilisierung gelang erst wieder als Folge der neuen Unterstützung durch den venezolanischen „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“, als Hugo Chávez und später Nicolás Maduro viel Erdöl entweder unentgeltlich oder zu Preisen weit unter dem Weltmarktniveau an Kuba abgaben. Im Grunde genommen

war Kubas Revolution von Anfang an subventioniert; auf sich selbst gestellt hätte der karibische Sozialismus nicht so lange bestehen können.

#### VI. Raúl Castro (2006-2018): Beginn einer neuen Revolutionsära?

Als Fidel Castro krankheitsbedingt sich 2006 aus dem politischen Leben Kubas weitgehend zurückzog, übernahm sein bisheriger Stellvertreter und Bruder Raúl die Führung im Lande. Aus heutiger Perspektive sind die bisherigen zwölf Jahre Raúl Castros äußerst ambivalent einzuschätzen. Strukturelle Reformen gab es nur in sehr begrenztem Umfang. Es gelang Raúl zwar ein Rückbau der personalisierten Strukturen, nachdem der Übervater Fidel die vorderste Linie der Politik verlassen hatte, und ein Übergang vom charismatischen Sozialismus Fidels zum bürokratischen Sozialismus neuerer Prägung, was auch zu einer Veränderung der politischen Kultur führte; aber das Kernstück der Reformen, die Wirtschaftsstruktur, erfuhr nur eine begrenzt-graduelle Öffnung hin zum Privatsektor (nachdem es schon in den 1990er Jahren gewisse Zugeständnisse unter Fidel gegeben hatte). Die Zahl der „Arbeiter auf eigene Rechnung“ liegt heute (bei einer Gesamtbevölkerung von rund 11 Millionen) bei unter 600.000 und ist sehr kleinteilig, nahezu ausschließlich auf Dienstleistungen und Tourismus begrenzt. Diese zögerliche Öffnung hin zum Privatsektor, die momentan wieder stagniert, konnte jedoch wegen der anhaltenden Krise und Ineffizienz der Staatsbetriebe keine Wachstumsdynamik entfalten. Zwischen 2009 und 2016 fiel ein Viertel der Arbeitsplätze im Staatssektor weg (das bedeutete eine Verringerung von 4,25 auf 3,25 Millionen Staatsarbeiter). Zugleich hat die Kontrolle in allen Sekto-

ren zugenommen, von einer Ausweitung der ökonomischen oder sozialen Spielräume kann keine Rede sein.

Das Dilemma der wiederholt angekündigten Wirtschaftsreformen besteht darin, dass diese für die Erzielung von Wachstumsdynamik nicht ausreichen, für den Erhalt der proklamierten Egalität in der kubanischen Gesellschaft aber zu weit gehen. Vor allem fehlt es an einer gründlichen Reform des bisherigen Währungs- und Finanzsystems. Das bestehende Zweiwährungssystem mit der Parallelität der Weichwährung „kubanischer Peso“ und des an den US-Dollar gekoppelten „konvertiblen Peso“ stellt einen eklatanten Widerspruch zum proklamierten Gleichheitsideal dar. Das Fazit muss notgedrungen sehr ernüchternd ausfallen. Durch Planungsfehler, mangelnde Investitionen, fehlende Klarheit im Endziel und ungenügende Koordination erfuhr die erstrebte „Aktualisierung des Wirtschaftsmodells“ kaum Fortschritte. Ganz im Gegenteil: Die nur sehr partiellen Veränderungen haben inzwischen zu großen sozialen Ungleichheiten geführt, und diese wiederum unterminieren laufend die Legitimationsgrundlagen von Revolution und Sozialismus kubanischer Prägung.

In den letzten Jahren haben sich die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Indikatoren wieder zum Schlechteren verändert. So engte etwa das Regime den Spielraum für die politische Opposition wieder ein. Bei den letzten Kommunalwahlen im Jahr 2017 verhinderte die Regierung auf vielfältige Weise die Teilnahme oppositioneller Kandidaten und war nicht bereit, die Macht auch nur in einer einzigen Kommune abzugeben. Auch die wirtschaftliche Lage hat sich eher verschlechtert. Kuba ist für ausländische Unternehmer nach wie vor ein sehr schwer zu erschließender Markt – trotz der merklichen Änderungen, die es in der Wirtschaft nach der Machtübergabe von Fidel an Raúl Castro (2006) gegeben hat (vom Aufkommen privatbetriebener Restaurants bis hin zu Ansätzen für Investorenschutz durch Schiedsgerichte). Mittlerweile gibt es in Kuba drei Arten von wirtschaftlichen Akteuren: Zum einen können Kubaner in einer begrenzten Zahl von Berufen selbständig arbeiten, die *cuentalapropistas*. Nach neueren Berechnungen gibt es heute in Kuba rund 550.000 offiziell lizenzierte, aller-

#### Aus heutiger Perspektive sind die bisherigen zwölf Jahre Raúl Castros äußerst ambivalent einzuschätzen.

dings stark regulierte Kleinunternehmer (Dienstleistungs- und Taxibetriebe, Restaurants, Privatunterkünfte), die inzwischen 12 % der kubanischen Arbeitnehmer beschäftigen. Damit die soziale Ungleichheit nicht weiter anwächst – die Staatsbediensteten verdienen umgerechnet rund 25 Dollar im Monat –, werden z. T. keine weiteren Genehmigungen für neue Privatbetriebe erteilt. Zum anderen agieren in großen Teilen der Wirtschaft weiterhin Staatsunternehmen, die zumeist vom Militär betrieben werden; zum dritten schließlich hat sich Kuba für große ausländische Unternehmen geöffnet, die auf der Insel – trotz enormer Probleme – Handel treiben und investieren. Seit Jahren hängt der Inselstaat allerdings stark von Öllieferungen und Hilfeleistungen aus dem sozialistisch orientierten Venezuela ab; aber wegen der eigenen enormen Wirtschaftsprobleme Venezuelas steht zu erwarten, dass die ökonomische Situation sich weiter verschlechtern wird, schon

gar, nachdem US-Präsident Donald Trump die Wirtschaftsbeziehungen zwischen den USA und Kuba erneuten Restriktionen unterworfen hat.

Seit Jahren ist die Rede von vermeintlichen Schritten hin zu einer wirtschaftlichen und politischen Öffnung Kubas. Am Ende der Regierungszeit von Barack Obama (2016) als US-Präsident standen die Zeichen auf Annäherung an die USA. Nach dem Rückzug Raúl Castros aus dem Amt des Staatspräsidenten steht seit 2018 mit Miguel Díaz-Canel zum ersten Mal ein „Apparatschik“ formal an der Spitze des Staates, der nicht an der Revolution von 1959 teilgenommen hat. Raúl Castro hält allerdings weiterhin die Zügel in Militär, Geheimdienst, Polizei und wichtigen Wirtschaftssektoren in der Hand, da er bis 2021 Vorsitzender der Kommunistischen Partei bleibt. Der Wechsel im Amt des Staatspräsidenten stellt zwar einen Generationenwechsel dar, bedeutet aber keinen weitergehenden Wandel. Ganz im Gegenteil: Der *Hashtag* des Staates zur Amtsübergabe lautete *Somos Continuidad* und betonte

### *Der Wechsel im Amt des Staatspräsidenten stellt zwar einen Generationenwechsel dar, bedeutet aber keinen weitergehenden Wandel.*

damit die Kontinuitätsstränge in Staat und Politik. Das Überleben des Regimes ist zum reinen Selbstzweck geworden; zentral für den Machterhalt ist dabei die Geschlossenheit der Eliten, die auf keinen Fall preisgegeben werden soll.

Weitgehende Kontinuität lässt auch die neue Verfassung erkennen, die Kuba sich 2018 gab. Das neue Grundgesetz enthält zwar etliche innovative Änderungen, etwa eine weitere Öffnung zur Marktwirtschaft, die Legalisierung von Privatbesitz oder die Ermöglichung von gleichgeschlechtlichen Ehen; auch das Ziel der Schaffung einer „kommunistischen Gesellschaft“ wurde aus der neuen Verfassung gestrichen. Das „kubanische sozialistische Modell“ aber sollte im Prinzip erhalten bleiben; auch eine weitreichende Liberalisierung des politischen Systems oder der staatsökonomischen Wirtschaftsstruktur erfolgte nicht. Die absolute Macht der Kommunistischen Partei wurde nicht angetastet, sie blieb und ist weiterhin unter der bis 2021 festgeschriebenen Führerschaft von Raúl Castro die einzige legale politische Kraft im Land.

### **VII. Fazit und Ausblick**

Ein Charakteristikum der Revolution von 1959 besteht darin, dass sie die erste soziale Mobilisierung in Lateinamerika war, die siegreich aus dem Kampf gegen die landbesitzenden Oligarchien, den übermächtigen Einfluss der USA und deren autoritäre Marionettenregime hervorging. Die „kubanische Revolution“ wurde jahrzehntelang als Synonym für Kuba und seine Entwicklung nach 1959 benutzt; aber spätestens seit den 1970er Jahren gab es auf der Karibikinsel eine postrevolutionäre Gesellschaft, die eher schlecht als recht ihren Alltag bewältigen konnte. Trotzdem versuchte die kubanische Führung bis 1989, ihr „Modell“ von Revolution und Gesellschaft in Lateinamerika und in Afrika gegen alle Widerstände zu propagieren, selbst mit militärischen Mitteln. Diese Politik führte im Innern des Landes, vor allem aber international, zu

massiven Konflikten, insbesondere mit den USA, die schon 1960 eine im Grunde bis heute andauernde Blockade verhängten. Mit dem Zusammenbruch des Realsozialismus zu Beginn der 1990er Jahre verschärfte sich die internationale, insbesondere die ökonomischen Rahmenbedingungen. Der andauernde Versuch, die Ergebnisse der Revolution zu sichern, führte zur Verfestigung eines zentralistischen und autoritären Herrschaftssystems rund um die historischen Figuren Fidel und Raúl Castro.

Die Gesamtbilanz von 60 Jahren „Revolution“ ist ausgesprochen zwiespältig. Bei aller berechtigten Kritik an Fidel Castro und seinem Regime wird ein nüchterner Rückblick auf seine Ära feststellen müssen, dass es Kuba in jenen Jahrzehnten gelang, das (auch früher schon gute) Bildungs- und Gesundheitssystem deutlich zu verbessern, einen umfassenden Sozialstaat aufzubauen und in den Krisenjahren nach dem Zusammenbruch des Sozialismus den Zusammenhalt des Systems sicherzustellen. Als Vermächtnis des Castrismus kann festgehalten werden, dass er eine zuvor eher unbedeutende Karibikinsel auf die weltpolitische Bühne gehoben und tiefgreifende Transformationen im ökonomischen und sozialen Bereich durchgeführt hat, dass die sozialen Schranken weitgehend gefallen sind, der Index der menschlichen Entwicklung auf einer internationalen Skala (vor allem im Vergleich zu lateinamerikanischen Ländern) hoch anzusetzen ist – die Kindersterblichkeit etwa ist geringer als in den USA – und das kubanische System jahrzehntelang Projektionsfläche für Freund und Feind (außerhalb wie innerhalb des Landes) war.

Die Schlussphase des Castrismus, die zwölf Jahre unter Fidels Bruder Raúl, sind insgesamt kritischer einzuordnen, da die allzu hohen Erwartungen bei weitem nicht erfüllt werden konnten. Grundnahrungsmittel und Benzin sind notorisch knapp geblieben, der bei weitem größte Arbeitgeber ist (bei miserablen Arbeitslöhnen) weiterhin der Staat, in der Landwirtschaft sind wenig Rationalisierungsschritte festzustellen, weshalb nach wie vor viele Nahrungsmittel importiert werden müssen. Die jährlich ca. drei Milliarden US-Dollar an Rissen von den (überwiegend weißen) Emigranten sind eine immer unverzichtbarere Einnahmequelle für das Land und schwemmen achtmal mehr Devisen nach Kuba als durch Tabak- und Zigarettenexport erzielt werden. Da die Finanzsendungen entlang der Familienbande stattfinden, reproduzieren die auch durch Rissen hervorgerufenen neuen Ungleichheiten viele der vorrevolutionären Hierarchien und bewirken eine Re-Stratifizierung der kubanischen Gesellschaft entlang der Hautfarbe. Eine baldige Besserung steht nicht zu erwarten, zumal US-Präsident Donald Trump die von seinem Vorgänger Obama begonnene Entspannungspolitik zwischen beiden Ländern wieder zurückgenommen und abermals eine aggressive Außenhandelspolitik in Gang gesetzt hat. Von den großen Idealen der Revolution spricht auf Kuba heute kaum noch jemand.

Trotz aller Veränderungen im politischen und ökonomischen Bereich muss festgehalten werden, dass Kuba im Kern eine von der Castro-Familie und dem Militär dominierte Diktatur geblieben ist, in der auch die ökonomische Öffnung immer dann an ihre Grenzen stößt, wenn sie mit dem politisch-ideologischen Fundament des Regimes in Widerspruch gerät. Das Fazit zur heutigen Lage Kubas bleibt somit ambivalent. Die Notwendigkeit von Reformen ist zwar groß, der Veränderungswille der Regierung allerdings nach wie vor gering. □

## **Drei Jahrhunderte geistlicher Musik in Kuba**

**Stefan Baier**

### **I. Hinführung**

Wenn man den Kern, das innerste Wesen der kulturellen Identität eines Landes erfassen und verstehen möchte, kommt man nicht umhin, sich mit seinem kirchenmusikalischen Erbe zu befassen, es auszugraben und zu erforschen und es nicht zuletzt zu bewerten, zum einen im Hinblick auf seine liturgische Funktion, zum anderen als Ausdruck des spirituellen Erlebens eines Volkes. Gerade das kubanische Volk machte einen langen Prozess der kulturellen Identitätsfindung durch, da es nicht von Anfang an *die* eine kubanische Kultur gab; vielmehr existierten verschiedenste kulturelle Traditionen und Ansätze nebeneinander, deren Bogen sich von den spanischen Kolonialherren und Siedlern bis hin zu den schwarzen Sklaven aus Afrika spannte. Erst im Laufe der Jahrhunderte ist eine genuin kubanische Kultur und Identität entstanden. Dieser Prozess lässt sich anhand der Entwicklung der katholischen Kirchenmusik auf Kuba auf sehr anschauliche Weise nachvollziehen, wie sich im nun folgenden Vortrag zeigen wird.

Meinen Vortrag werde ich in Form einer musikalischen Zeitreise halten, beginnend bei den ältesten noch erhaltenen Zeugnissen kirchenmusikalischen Schaffens auf Kuba. Diese stammen von Esteban Salas, der zwischen 1764 und 1803 Kapellmeister an der Kathedrale von Santiago de Cuba war. Anhand der darauf folgenden Beispiele aus dem 19. Jahrhundert können wir nachvollziehen, wie sich allmählich eine nationale kubanische Identität herausgebildet hat, gepaart mit der Suche nach intellektueller und politischer Freiheit, bis wir im 20. Jahrhundert beim Hauptwerk der katholischen Kirchenmusik in Kuba ankommen, der *Misa a la Virgen de la Caridad del Cobre*, zu Deutsch: der Messe für die Barmherzige Jungfrau von El Cobre, von José María Vitier, einem geistigen Erben der Ideen und Forderungen der Grupo Orígenes, einer Gruppe kubanischer Intellektueller der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Da die Quellenlage in Bezug auf die geistliche Musik in Kuba sehr überschaubar ist, beziehe ich mich in meinem Vortrag im Wesentlichen auf die Erkenntnisse von Dr. Miriam Escudero. Sie ist eine international renommierte kubanische Musikwissenschaftlerin und leitet das „Gabinete de Patrimonio Musical Esteban Salas de la Oficina del Historiador de la Ciudad de La Habana“, also das Esteban-Salas-Institut für musikalisches Kulturerbe der Denkmalbehörde von Havanna.

Zudem ist sie Verfasserin zahlreicher musikwissenschaftlicher Bücher und Artikel, auch und gerade über die geistliche Musik in Kuba. In vielen persönlichen Gesprächen mit ihr konnte ich mir einen Einblick in die kubanische Kirchenmusikwelt verschaffen. Ein wichtiger Schritt, um die kubanische Kirchenmusiktradition einem größeren Publikum bekannt zu machen, war das Referat über die Verbindung zwischen Glaube und kulturellem Erbe, welches Miriam Escudero im Rahmen des Katholikentages im Jahr 2014 in Regensburg gehalten hat und das Claudia Gerauer übersetzte.



*Prof. Stefan Baier, Professor für Orgel, Rektor der Hochschule für katholische Kirchenmusik und Musikpädagogik Regensburg*

### **II. Das Wesen der Musik**

Damit der Mensch seinem Glauben Ausdruck verleihen kann, war es ihm stets ein Bedürfnis, seine Vorstellungen und dem tradierten Wissen seiner Vorfahren, das diese selbst erlernt, in eigene Erfahrung umgesetzt und schließlich weitergegeben haben, in eine fassbare Struktur zu bringen. So hat er in der Kunst eine perfekte Möglichkeit gefunden, zwischen dem Subjektiven und dem Konkreten eine Brücke zu schlagen.

Diese Ambiguität spiegelt sich in der Tatsache wider, dass das Wesen von Kunst weitgehend nicht definierbar ist. Aus der Gesamtheit des Kunst- und Kulturerbes des kubanischen Volkes richten wir heute unser Augenmerk auf die musikalischen Werke religiösen Inhalts, deren unbestreitbare Schönheit Zeugnis davon ablegt, dass ihre Schaffung einem Glaubensakt gleichzusetzen ist.

Und obwohl viele dieser Werke für den liturgischen Gebrauch – also für den rituellen Ausdruck von Frömmigkeit – geschaffen wurden, kann man sie sicherlich auch generell als Kulturgüter betrachten, da sie neben ihrer Funktion in der Liturgie zuerst einmal Resultate menschlicher Kreativität sind und Träger von Werten, die auch von einer weltlichen Gemeinschaft verstanden und begriffen werden können.

Zyzylika, Vorschriften und Zensur haben – neben zahlreichen anderen Faktoren – jahrhundertlang Form und Inhalt geistlicher Musik bestimmt und geregelt, wobei es bis heute zwischen Wissenschaftlern und Interpreten stets strittig war, bis zu welchem Grad Musik reglementierbar bzw. nach Normen bewertbar ist.

Wenn man die kubanische Kirchenmusik zur Gänze verstehen möchte, ist es von großer Wichtigkeit, vor allem die Wort-Ton-Beziehung in diesen Werken zu studieren, sodass man auch gerade über den Text und die darin verwendeten Symbole und Stilmittel zu einem tieferen Verständnis des sakralen Gehaltes

religiöser Handlungen gelangen und ihre Bedeutung für die geistliche Musik zwischen dem 18. und 21. Jahrhundert erfassen kann.

Die Werke, die wir im kubanischen Katalog der musikalischen Quellen des 18. Jahrhunderts finden – hier repräsentiert von Esteban Salas und Cayetano Pagueras –, geben Aufschluss darüber, dass es sich dabei vor allem um ein Repertoire handelt, das eine spezifische soziale Funktion hatte: Die Gestaltung der Heiligen Messe in der Kathedrale von Santiago der Cuba und in der Kathedrale von Havanna im Verlauf der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sozial deshalb, weil diese Werke, diese Kunstwerke an Menschen gerichtet waren und von einer menschlichen Gemeinschaft rezipiert wurden. Dieser Gemeinschaft gehörten drei Gruppierungen an, die jede auf ihre Weise von Bedeutung für die Entstehung eines musikalischen Kunstwerks waren: Die erste Gruppe bestand aus dem Bischof und den Würdenträgern des Domkapitels, die dafür zuständig waren, zu beurteilen, ob die musikalischen Schöpfungen den dogmatischen Normen entsprachen und die auch den finanziellen Rahmen für das musikalische Schaffen absteckten, was etwa Besetzungsfragen oder den Umfang des Einsatzes von Instrumenten beeinflusste. Die zweite Gruppe bildeten die Musiker der Kapelle, die ja ebenso wie der Komponist Künstler waren und so gemeinsam mit dem Komponisten den Entstehungsprozess des Kunstwerks vollzogen. Die Konzeption eines Werkes war stets eine Gratwanderung – einerseits sollten die Werke einem hohem ästhetischen Anspruch genügen, andererseits musste man auch den genannten Beschränkungen Rechnung tragen. Die letzte Gruppe schließlich bildeten die Gläubigen, denen anhand der Musik Glaubensinhalte vermittelt werden sollten.

Man könnte also sagen, dass die musikalische Sprache, die die katholische Kirchenmusik im 18. Jahrhundert zur Verfügung hatte, beschränkt war: Die Kirchenmusik hatte vor allem eine Funktion zu erfüllen, d.h. sie unterlag der Notwendigkeit, die Feier der Heiligen Messe dergestalt zu unterstützen, dass sie gewisse Schwerpunkte im Ablauf setzen oder bestimmte Gefühle vermitteln sollte, die mit den dogmatischen Vorgaben bzw. der überlieferten Tradition der Messfeier konform gingen. Dieses Spannungsfeld also zwischen künstlerischem Ausdruckswillen und von außen auferlegten Beschränkungen definiert die musikalische Sprache dieser Komponisten, die ihnen zur Verfügung stand, um zum einen ihren eigenen ästhetischen Ansprüchen, zum anderen denen ihrer Umgebung, in der die Musik dargeboten wurde, gerecht zu werden. Diese Sprache speiste sich aus einem Pool verschiedener Stile, die überwiegend nicht der Zeit entsprachen.

### III. Esteban Salas und Cayetano Pagueras

Sowohl Esteban Salas als auch Cayetano Pagueras verfügten über ein breitgefächertes Wissen und hatten umfassende Kenntnisse hinsichtlich verschiedenster stilistischer Ausdrucksmittel, so dass sie aus diesem Amalgam ästhetischer Ansätze für jeden Fall eine spezifische Lösung finden konnten. Für sie war das Komponieren kein Prozess, der sich an der herrschenden Mode orientierte. Sie experimentierten nicht mit stilistischen Neuerungen, da es nicht ihre Aufgabe war, möglichst innovative und künstlerisch wegweisende Werke zu kreieren, sondern mit kompositorischen und stilistischen Ausdrucksmitteln zu arbeiten, die der Tradition der Messfeier angemessen waren. Ihre Werke

hatten also vor allem eine Funktion in der Liturgie zu erfüllen, und ihre Aufgabe bestand in erster Linie darin, durch das Auswählen der jeweils geeigneten kompositorischen Mittel Werke zu schaffen, die zum einen mit den Anforderungen des Ritus, zum anderen mit den vorhandenen Ausführungsbedingungen im Einklang standen.

Cayetano Pagueras bediente sich etwa in seinen Werken zur Karwoche eines älteren Stils, der an die kompositorische Tradition der Zeit vor der Gegenreformation angelehnt ist. Charakteristika dieses alten Stils in seiner Spätphase sind langsame Tempi, die in großen Notenwerten notiert werden, die Definition der Struktur durch eine syllabische Textbehandlung, Einsatz von Homophonie und einfacher kontrapunktischer Polyphonie sowie die Begleitung durch tiefe Instrumente wie Orgel oder Fagott.

Esteban Salas hingegen setzt beispielsweise in seinen Marienkompositionen die Mehrchörigkeit ein, wobei er die Gesangsstimmen von einem Continuo begleiten lässt. Er bedient sich der Kontrapunktik und eines äußerst breiten Spektrums an harmonischen Mitteln, die aber jenseits rein ästhetischer Erwägungen stets im Dienst eines Ausdruck von Feierlichkeit und Erhabenheit stehen, die der Marienverehrung angemessen sind.

Auch wenn man unter dem „Sakralen“ im weitesten Sinne jede Art von Manifestation des Transzendentalen verstehen kann, ist es so, dass sich die Feier der Liturgie – solange man sie als sakrale Handlung betrachtet – immer in unterschiedlichen Graden von Feierlichkeit zeigt, je nachdem, ob es sich etwa um das erhobene Sakrament der Eucharistie oder um die einfachste Form des Gebets handelt. Diese mehr oder weniger große Heiligkeit der jeweiligen Handlung, die im Prinzip durch die verwendeten liturgischen und paraliturgischen Texte ausgedrückt wird, findet ihr Korrelat in der Faktur der Musik und bestimmt letztlich die stilistischen Charakteristiken, die der Autor verwendet.

### IV. Juan París

In den Werken von Juan París, der zwischen 1805 und 1845 Kapellmeister an der Kathedrale von Santiago de Cuba war, finden wir paraliturgische Texte, die entweder von ihm selbst oder einem Dichter aus der Gegend stammen und in der Sprache der Einheimischen verfasst sind. Bei der Vertonung dieser Texte hat Juan París mit größter Selbstverständlichkeit weltliche musikalische Mittel angewandt; die Musik war aber trotzdem im Hinblick auf Funktion und Gattung geistlich, und sie wurde auch in einem liturgischen Zusammenhang aufgeführt. So ist dies zum Beispiel bei den sogenannten Villancicos der Fall, die Anfang des 19. Jahrhunderts in der Weihnachtsmesse die Responsorien ersetzen. Für dieses eine Mal im Jahr, zur Feier der Geburt Christi, hat er sich erlaubt, der spanischen Populärmusik entlehnte Rhythmen und Melodien zu verwenden, Pastorellen und Rezitative einzubauen und dem von Instrumenten begleiteten Gesang eine Hauptrolle einzuräumen. Auf diese Weise verlieh er der Gattung eine bodenständige Prägung, die die Frömmigkeit des einfachen Volkes gut zum Ausdruck brachte. Trotzdem ging dies nicht auf Kosten eines grundsätzlich geistlichen Charakters der Stücke. Dies mag auch auf die Tatsache zurückzuführen sein, dass die verwendeten Texte der Einheimischen nicht so sehr Krippenspielcharakter hatten, sondern vielmehr eher theologischer Natur waren. Jedenfalls kann man angesichts der hohen Zahl der erhaltenen Werke

davon ausgehen, dass Juan París' Kompositionsmethode von den kirchlichen Behörden gebilligt worden war.

Diese Villancicos von Juan París sind von sehr klassischer Machart und einer Klanglichkeit, die bereits Einflüsse des neuen Stils aufweist, der sich seit der Aufklärung entwickelt hat und sich vom Klassizismus ableitet. Beispielsweise setzt er in einigen seiner Werke kleine Kammerorchester im konzertanten Stil ein. Lesen wir dazu nun aus dem Villancico „Parió María en Belén“ (1814) von Juan París, geb. in Katalonien um 1759, gest. in Santiago de Cuba 1845:

#### Refrain

Maria kam nieder in Bethlehem,  
Und sie kamen, um ihr Kind zu sehen  
Viele sind es, viele waren es,  
Und so war es wohl gut.

#### Coplas

1. Mit vierzehn Jahren  
und noch dreieinhalb Monaten  
gebar Maria die Ehre und den Retter,  
um den der Himmel den Himmel  
gebeten hat.

Und an diesem Tag bat der Mensch  
– auch wenn dies verwundern mag –,  
dass Gott seinen Namen nenne.  
Und er hielt Wort, indem er Christus  
sandte.

So sagte der Vater „ja“,  
und der Heilige Geist auch.  
Und so war es wohl gut.

2. Es kamen die Wöchnerin zu sehen  
– wenn auch nicht zu ihr als Person,  
sondern als Lebensquelle –  
viele ältere und noble Menschen.  
An die Stelle dessen, was Adam aß,  
tritt nun dieses wunderbare Brot,  
dieses Brot mit schönen Blumen,  
schönen Blumen und auch Eva unter  
ihnen;

Süßigkeiten junger Mädchen  
Die schlecht bekommen und gut  
schmecken.  
Und so war es wohl gut.

Betrachtet man die Musik der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so kann man feststellen, dass sich hier allmählich ein Kreolismus manifestierte. Kreolen nannte man auf Kuba die im Land geborenen Nachfahren der weißen Siedler, die sich nicht mehr als Einwanderer verstanden und eine eigenständige Kultur entwickelten, eine Mischung aus Elementen ihrer ursprünglichen und der im Land vorgefundenen Kultur. So kann man beobachten, dass in jenen Jahrzehnten ein musikalisches Repertoire entstand, das man von seiner stilistischen Einordnung her von nun an klar als kubanisch definieren kann.

### V. Die Jungfrau von El Cobre

Im Jahr 1687 berichtet der Kapitän Juan Moreno, ein aus dem Dorf El Cobre stammender, damals 85-jähriger Schwarzer, von einer Begebenheit, die sich als höchst bedeutsam erweisen sollte und aus der sich der wichtigste religiöse Kult des kubanischen Volkes überhaupt entwickelte, die Verehrung der Barmherzigen Jungfrau von El Cobre:

„Eines Morgens, als das Meer ruhig lag, legten Juan und Rodrigo de Hoyos und der, der dies berichtet, vor Sonnenaufgang vom Cayo Francés in einem Boot in Richtung der Salinen ab. Und als sie besagten Cayo Francés hinter sich gelassen hatten, sahen sie etwas Weißes auf dem Schaum des Wassers, von dem sie nicht erkennen konnten, was es sein könnte, und beim Näherkommen hielten sie es für einen Vogel, und als sie noch näher kamen, sagten die beiden Indios [Juan und Rodrigo], dass es ein Mädchen wäre, und sie erkannten es und sahen das Bild der Muttergottes, der Heiligsten Jungfrau Maria

mit dem Jesuskind in dem Armen und einem kleinen Täfelchen, und auf besagtem Täfelchen waren einige große Buchstaben, die der besagte Rodrigo de Hoyos vorlas, und da stand: 'Ich bin die Barmherzige Jungfrau', und sie wundernten sich, dass ihr Gewand nicht nass war.“

Das Bild der Heiligen Jungfrau der Göttlichen Barmherzigkeit war bereits um 1612 nach Kuba gelangt. Zunächst war sie nur von den Bewohnern des Dorfes El Cobre in der Nähe von Santiago de Cuba verehrt worden, hauptsächlich einfachen Minenarbeitern, die von schwarzen Sklaven abstammten. Im Lauf der folgenden zwei Jahrhunderte entwickelte sich die Verehrung der Barmherzigen Jungfrau von El Cobre zum wichtigsten religiösen Kult der kreolischen Bevölkerung. Sie wurde zur Schutzpatronin der Kreolen, zur Repräsentantin ihres Heimatlandes.

Und ein Kreole war es auch, nämlich Cratilio Guerra Sardá (Santiago de Cuba, 1835-1896), Interimskapellmeister an der Kathedrale von Santiago de Cuba, der der Jungfrau von El Cobre erstmals auch in der Musik ihren Platz einräumte. So finden wir in den Büchern der Domkapelle im Jahr 1867 einen Hinweis auf die Feier des Festes *Unserer lieben Frau der Barmherzigen Jungfrau von El Cobre*, dessen musikalische Gestaltung Cratilio Guerra oblag.

Bis dahin hatte die Verehrung der Muttergottes der Barmherzigkeit überwiegend politische Bedeutung, da sie als Sinnbild der nationalen Identität für die ethnische und kulturelle Einheit der kubanischen Bevölkerung stand. So war sie auch die religiöse Leitfigur der Mambies, also der aufständischen Kubaner, die für die Unabhängigkeit Kubas von Spanien kämpften.

Es mag kein Zufall sein, dass eine der allerersten überlieferten Kompositionen, die der Jungfrau von El Cobre gewidmet sind, genau in dem Zeitraum entstanden ist, in dem der erste Unabhängigkeitskrieg stattfand, nämlich zwischen 1866 und 1878. Es handelt sich um Cratilio Guerras „Gebet an die Barmherzige Jungfrau von El Cobre“, dessen Text in spanischer Sprache verfasst ist.

Ein Beispiel für die symbolische Verbindung der Jungfrau von El Cobre mit der Unabhängigkeitsbewegung ist folgende Begebenheit, von der verschiedene Historiker berichten: Im Jahr 1869 wurde der kubanische Priester Juan Arteaga wegen Untreue festgenommen und des Landes verwiesen, nachdem er in einer Predigt im Franziskanerkonvent von Santiago de Cuba eine Allegorie verwendet hatte, in der er die Jungfrau von El Cobre als „estrella solitaria“, also als „einsamen Stern“ bezeichnete. Damit bezog er sich auf den weißen Stern, der auf der kubanischen Flagge zu sehen ist. Dieser wird im Volksmund „estrella solitaria“ genannt und steht für Freiheit und Gleichheit. Darüber hinaus ordnete er in besagter Predigt der Jungfrau die Farben Weiß, Blau und Rot zu und bezog sich damit wiederum auf die kubanische Flagge, die jene Farben trägt. Auch in der ersten Strophe der Plegaria von Cratilio Guerra finden wir eine Metapher, in der die Jungfrau von El Cobre mit einem Stern verglichen wird: „Du, die du in der Höhe herrschst, schöne und mächtige Jungfrau, Du, die Du leuchtest wie ein Stern von einzigartiger Schönheit“.

Und auch wenn sich in diesem Text keine weiteren direkten Allegorien finden, ist es doch interessant, dass auch sein Verfasser, ebenfalls ein Priester aus Santiago de Cuba, vom Erzbischof seiner Heimatstadt angezeigt und von der Regierung ins Exil geschickt wurde, weil er sich öffentlich auf die Seite der Unabhängigkeitsbewegung gestellt hatte.

Lesen wir dazu aus der *Plegaria a la*



Foto: Les Freslon Baladeurs

Die Kathedrale von Santiago de Cuba, in der schon im 19. Jahrhundert herausragende Kirchenmusiker wirkten.

*Virgen de la Caridad del Cobre*, das „Gebet zur Barmherzigen Jungfrau von El Cobre“ von Cratilio Guerra (Santiago de Cuba, 1835-1896). Dieses Werk ist signifikant für die Entwicklung der geistlichen Musik auf Kuba, da es erstmals Charakteristika eines eigenständigen, gemischt-kulturellen Stils, eines mestizischen Stils enthält, der im weiteren Verlauf die kubanische Kirchenmusik prägte. Man kann also sagen, dass das 19. Jahrhundert die Zeit war, in der die verschiedenen Ethnien, die die Karibik bevölkerten, zu einer gemeinsamen Identität gefunden hatten und im Zuge dessen eine gemeinsame, eigenständige Kultur und eine eigene Form des Ausdrucks entwickelt hatten:

Du, die Du in der Höhe herrschst,  
Schöne und mächtige,  
Du, die Du leuchtest wie ein Stern  
Von einzigartiger Schönheit.

Du, die stets Großzügige,  
Sehr milde und sehr Gütige:  
Mit dem armen Sünder  
Hattest Du stets großes Erbarmen.

Überhöre nicht, auch wenn sie Deiner  
nicht würdig ist,  
Liebe Mutter, liebende Mutter,

Die schwache, verabscheuungswürdige  
Stimme  
Dessen, der Dir so viele Schmerzen  
bereitet hat.

Ich verspreche, Dich nicht mehr,  
Reine Königin, prächtige Mutter,  
Mit Trauer zu erfüllen  
Durch meine ungerechten Taten.

Wenn Du mir beistehst,  
Du Warmherzige,  
Werde ich gut sein, gnädige Mutter,  
Und werde von heute an mich ganz  
und gar

Auf den rechten Weg begeben.  
Jungfrau Maria, liebevolle Mutter,  
Höre gnädig mein Gebet,  
Süße Hoffnung der Bekümmerten,  
Ich rufe voller Schmerz: Vergib mir!

Höre meine Bitten, höre sie gnädig an,  
Lindere, Maria, meinen Schmerz,  
Geliebtes und bewundertes Wesen,  
heute  
Sehne ich mich voll Sorge und  
Einsamkeit nach Deiner Liebe.

Verweigere sie mir nicht, Königin des  
Himmels,  
Denn wer wird mich in meiner Trauer  
trösten?

Nur Du kannst es, liebevolle Mutter,  
Deine gütige Gnade wird es vollbringen.

Dir gilt mein Dank für alle Ewigkeit,  
Allen Kummervollen werde ich es  
erzählen,  
Nun, da wir uns von neuem  
niederwerfen  
Und immer zu Deinen Füßen weinen  
werden.

Die Heilige Dreifaltigkeit wollte es,  
Dass Deine göttliche Schönheit  
Weder im Himmel noch auf Erden  
ihresgleichen fände.  
Befreie uns, Mutter, von allem Bösen.

#### VI. Zum Einfluss des Zweiten Vatikanischen Konzils

In den 40er- und 50er-Jahren finden wir auf Kuba eine Reihe von Komponisten, die in ihren geistlichen Werken Elemente aus der mündlich überlieferten Volksmusik verwenden. Dies ist dem Umstand geschuldet, dass zu jener Zeit die afro-kubanische Bewegung aktiv war, angeführt von dem kubanischen Schriftsteller Alejo Carpentier und dem Anthropologen Fernando Ortiz, deren Anliegen die Rückbesinnung auf die eigenen kulturellen Wurzeln war, was sie

als unerlässlich für ein umfassendes Verständnis der eigenen Identität ansahen. So versprach man sich von der Erforschung der afrikanischen und spanischen Einflüsse in der kubanischen Kultur einen wertvollen Erkenntnisgewinn. Auf musikalischem Gebiet ist in diesem Zusammenhang die „Grupo de Renovación Musical“, also die „Gruppe der musikalischen Erneuerung“ zu nennen, die die musikalische Avantgarde der 50er-Jahre vertrat und zu der neben Harold Gramatges, einer der wichtigsten kubanischen Komponisten, auch Gisela Hernández gehörte. In ihrem Werk finden sich zahlreiche Weihnachts-Villancicos von komplett folkloristischem Charakter. Hier erlaubte sie sich in vielerlei Hinsicht bereits Freiheiten, die den Komponisten geistlicher Musik eigentlich erst durch das Zweite Vatikanische Konzil zugestanden wurden. Der „Son“, der als musikalische Gattung ein Paradebeispiel für die Verschmelzung verschiedenster musikalischer Einflüsse und höchster Ausdruck des genuin Kubanischen ist, wird dem Jesuskind gesungen, begleitet von Claves, also einem typisch kubanischen Perkussionsinstrument, und die „guajiro“ – so wird die kubanische Landbevölkerung genannt – bringen dem Jesus-



Foto: Katholische Akademie

Ein besonders schöner Programmpunkt der ganztägigen Veranstaltung war ein Konzert mit Moises Santiesteban, Domorganist in Havanna, und den kubanischen Musikerinnen Yudania Gomez Heredia (li.) und Lauren Avila Molima.

kind typisch kubanische Produkte als Geschenke, nämlich Honig und Zuckerrohr. Lesen wir dazu aus „Son de Navidad“, also den „Weihnachts-Son“ von Gisela Hernández (Cárdenas, 1912-La Habana, 1971):

Sie bringen ihm Zuckerrohr  
und leckeren Honig.

Die Guajiros von Kuba kommen  
nach Bethlehem,  
Um dem königlichen Kind zu singen  
und es anzubeten.

Sie bringen Blüten von Aguinaldo  
und Kaffee,

Sie bringen Zuckerrohr und  
leckeren Honig.

Um nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil ein kirchenmusikalisches Repertoire zu schaffen, das im Einklang mit den neuen Regelungen stand, hatte man zunächst damit begonnen, die bekanntesten und beliebtesten Stücke des bisherigen Repertoires zu adaptieren, also ihre Besetzung zu reduzieren und zu vereinfachen und ihre Texte aus dem Lateinischen ins Spanische zu übertragen. Später begannen katholische kubanische Komponisten nach und nach mit der Schaffung eines eigenen musikalischen Repertoires von unschätzbarem Wert für unsere Geschichte, und zwar unter der Einbindung verschiedenster Gattungen der kubanischen Populärmusik, die von Instrumenten wie dem in Kuba in der Kirchenmusik üblichen Klavier, aber auch von Keyboards, Gitarren und kubanischen Perkussionsinstrumenten begleitet wurden. Diese Arbeit mündete in die Veröffentlichung des Gesangsbuches „Cuba canta su fe“,

also „Kuba singt seinen Glauben“. Dieses Kompendium von Liedern für den Gottesdienst diente der einheitlichen Verbreitung des neu geschaffenen Repertoires in alle Kirchengemeinden des Landes. Die Orgel spielte in diesem Zusammenhang eine eher untergeordnete Rolle. Das Orgelspiel war aus Gründen, die in der Folge noch erläutert werden, nach und nach aus den Kirchen Kubas verschwunden, und der Gebrauch des Klaviers im Gottesdienst hatte sich eingebürgert – fallweise ergänzt durch die oben genannten Instrumente.

#### VII. Der Papst in Kuba

Einen historischen, ja transzendenten Moment in der Geschichte der katholischen Kirche auf Kuba stellte der Papstbesuch im Jahr 1998 dar. Dieses Ereignis war auch für die Entwicklung der Kirchenmusik von großer Tragweite, da im Zuge der Vorbereitungsarbeiten des Chores für die musikalische Gestaltung der Papstmesse das bestehende Repertoire um interessante Facetten erweitert wurde und sich neue Quellen für die kirchenmusikalische Praxis erschlossen. Eine der renommiertesten und erfahrensten Chor-Leiterinnen Kubas, Maestra Alina Orraca, war damit beauftragt worden, für diesen Anlass einen Papstchor zusammenzustellen und die entsprechenden Werke auszuwählen und einzustudieren. Man war übereingekommen, anstatt eines elitären Hochglanzprogramms in dieser Messe genau diejenigen Lieder zu präsentieren, die üblicherweise in den Gemeinden gesungen wurden, denn schließlich sollten selbst bei einer Papstmesse alle Gottes-

dienstbesucher die Messe auf gewohnte Art feiern können, auch die einfachen Leute aus den Landgemeinden. Dieser Ansatz wurde auch von Kardinal Jaime Ortega sehr befürwortet.

Die Idee war, die traditionellen Kirchenlieder aus der Feder von so bekannten Komponisten wie Rodrigo Prats, Perla Moré oder Tony Rubí für A-Cappella-Chor zu arrangieren und auf diese Weise der doch eher volksnahen Musik ein künstlerisch anspruchsvolleres Gepräge zu verleihen. Diesen Teil der Aufgabe hatten bekannte Musiker wie Beatriz Corona und Andrés Alén übernommen. Mehrstimmiger A-Cappella-Gesang war bis dahin bei kubanischen Kirchenchören eher unüblich; so war dies ein ziemlich gewagtes, buchstäblich unerhörtes Experiment, und gerade von konservativer Seite wurden große Zweifel an der Durchführbarkeit eines solchen Vorhabens laut. Aber Alina Orraca bewies, dass dies durchaus möglich war, indem sie ihren eigenen professionellen Chor „Schola Cantorum Coralina“ um einige hundert Laiensänger aus Kirchenchören aus dem ganzen Land erweiterte und mit diesem Chor das Repertoire für die Papstmesse mit eiserner Disziplin einstudierte. Unterstützt wurde sie dabei von ihrer Kollegin Ada Ravela, die seit vielen Jahren den Chor der Diözese von Havanna leitet. Als dann am Sonntag, den 25. Januar 1998 schließlich die große Papstmesse stattfand und der englische Gesang von 400 Chorsängern in der Kathedrale von Havanna erklang, war auch der hartnäckigste ungläubige Thomas bekehrt, da man nun mit eigenen Ohren hörte, was man nie geglaubt

hätte. Dies war in der jüngeren Geschichte der Kirchenmusik in Kuba ein Meilenstein, was die musikalische Gestaltung der Messe anbelangt.

#### VIII. Exkurs: Orgel

In der Folgezeit haben sich auch bezüglich der Orgel als wichtiges Gestaltungsmittel der Liturgie entscheidende Entwicklungen ergeben. Früher hatte es allein in der Altstadt von Havanna mehr als 20 Orgeln gegeben. Da es aber an Fachleuten zur regelmäßigen Wartung der Instrumente fehlte, verschlechterte sich ihr Zustand zusehends, bis in den 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts auch die letzte Orgel unspielbar geworden war. Gleichzeitig war es durch die Neuerungen des 2. Vatikanischen Konzils – wie schon erwähnt – möglich geworden, auch andere Instrumente in die Gestaltung der Liturgie mit einzubeziehen. Diese beiden Umstände führten dazu, dass die Orgel für mehr als 30 Jahre komplett in Vergessenheit geraten war.

Im Jahr 2000 wurden nun im Zuge eines Projekts der musikwissenschaftlichen Abteilung der Universität von Valladolid in Spanien die in Havanna vorhandenen Orgeln erstmals inventarisiert. Man fand verschiedene pneumatische Orgeln sowie zwei mechanische, die aber völlig unbrauchbar waren. Die Denkmalschutzbehörde der Stadt Havanna, der auch Dr. Miriam Escudero angehört, machte sich nun daran, erstmals in der Geschichte Kubas die Restaurierung einer mechanischen Orgel durchzuführen. Es handelte sich um ein Instrument aus dem Hause Doublaine-

Ducroquet, das zwischen 1845 und 1855 in der Kirche des Heiligen Franziskus von Paula in der Altstadt von Havanna verbaut worden ist. Nach vielen Jahren des Schweigens erklang sie erstmals wieder im Jahr 2008 im Rahmen des 6. Esteban-Salas-Festivals für Alte Musik, unter anderem in einem Konzert von Claudia Gerauer und meiner Person, Professor Stefan Baier, dem Rektor der Regensburger Musikhochschule, der Hochschule für katholische Kirchenmusik und Musikpädagogik Regensburg (HfKM). Dieses Treffen zwischen Miriam Escudero, Claudia Gerauer und mir erwies sich als sehr fol-

## Die Musik ist textausdeutend und unterstreicht so die Heiligkeit der Liturgie.

genreich für die Wiederbelebung der Orgeltradition auf Kuba.

Da es seit den 60er-Jahren keine spielbaren Orgeln mehr auf Kuba gegeben hatte, waren folglich auch keine Organisten mehr ausgebildet worden, sodass es keinen einzigen Menschen auf Kuba gab, der des Orgelspiels mächtig war. Dies sollte sich aber bald ändern. Wir begannen noch im selben Jahr, Gespräche mit den verschiedensten kubanischen und deutschen Institutionen und Behörden zu führen, damit mittelfristig in Kuba wieder eine fundierte Ausbildungsmöglichkeit für Organisten geschaffen werden konnte.

Erstes Ergebnis dieser Bemühungen war eine Übereinkunft zwischen den Bistümern von Regensburg und Havanna, die Ausbildung des ersten kubanischen Organisten zu unterstützen: Moisés Santiesteban. Er studiert nun hier in Regensburg an der Hochschule für katholische Kirchenmusik und Musikpädagogik. Seither hat sich auf dem Gebiet der Kirchenmusik in Kuba einiges getan. Moisés Santiesteban ist mittlerweile Titularorganist an der Kathedrale von Havanna, wo sich dank einer Schenkung der Deutschen Botschaft mittlerweile eine Orgel befindet – zwar nur eine elektronische, aber immerhin –, sodass zumindest dort die Verwendung der Orgel im liturgischen Ablauf wieder nach und nach eingeführt werden kann.

Die oben erwähnte, renovierte mechanische Orgel aus dem 19. Jahrhundert steht in einer säkularisierten Kirche, die heute als Konzertsaal dient, und kann daher zum liturgischen Gebrauch nicht herangezogen werden. Aber neben ihrem großen historischen Wert war und ist sie von unschätzbarem Wert für die auszubildenden Organisten, die mit dieser Orgel zunächst das einzig funktionstüchtige mechanische Instrument zum Üben zur Verfügung hatten. Mittlerweile gibt es zwei mechanische Truhengorgeln, und im Januar 2019 wird eine weitere restaurierte mechanische Orgel eingeweiht.

Im Hinblick auf die Ausbildung von Organisten wurden Vereinbarungen zwischen der HfKM und dem Colegio de San Gerónimo, einer Fakultät der Universität von Havanna, unterzeichnet. Darüber hinaus findet seit dem Jahr 2014 alljährlich eine „Woche der Kirchenmusik“, die „Semana de la musica sacra en La Habana“ statt. Im Laufe dieser Arbeitswoche gibt es Konzerte und Kurse für Orgel, Chor und Gregorianischen Choral unter Mitwirkung von Dozenten und Professoren der HfKM. Dank der Unterstützung durch die Diözese Regensburg, im Besonderen durch den Bischof von Regensburg, Prof. Dr. Rudolf Voderholzer, ist die Durchführung dieser Woche möglich, die mittlerweile zu einem kulturellen und religiösen Höhepunkt im Veranstaltungsska-

lender von Havanna geworden ist. Selbst in der kubanischen Parteizeitung „Granma“ wurde die semana zuletzt mit einem ausführlichen Bericht bedacht.

Darüber hinaus gibt es seit 2016 die Möglichkeit, in Havanna an der neugegründeten Catedra de Musica Sacra des Instituto eclesiastico P. Felix Varela der Diözese von Havanna unter Anleitung und Kooperation mit der Regensburger Musikhochschule (HfKM), ein zweijähriges sogenanntes „Diplomado“ in Kirchenmusik zu absolvieren. Die drei ersten Studentinnen haben im September dieses Jahres ihren Abschluss erhalten.

## IX. José María Vitier

Ihren vielleicht höchsten Ausdruck findet die Synthese aller der kubanischen Kultur innewohnenden Elemente, gepaart mit ihrem jeweiligen Glaubensausdruck, in der „Messe für die Barmherzige Jungfrau von El Cobre“ von José María Vitier. Dieser bekannte kubanische Komponist entstammt einer illustren Familie, die in das Umfeld der Avantgarde der 50er-Jahre des 20. Jahrhunderts einzuordnen ist und sich dafür aussprach, dass man die kubanische Kultur von ihren katholischen Wurzeln her betrachten müsse, um sie verstehen zu können. Seine Eltern Cintio Vitier und Fina García Marrúz waren aktive Mitglieder des Intellektuellenzirkels „Grupo Orígenes“, dem auch Persönlichkeiten wie etwa der Dichter und Essayist José Lezama Lima angehörten. In ihren Augen waren die Wurzeln der kubanischen Identität im nationalen Kulturerbe spanisch-katholischen Ursprungs zu finden, wobei sie unter Katholizität mehr als eine im Wortsinn ökumenische und allgemein kulturstiftende Bewegung verstanden, was laut Cintio Vitier „immer das höchste Streben des Kubanischen an sich“ war.

José María Vitier hatte die „Messe für die Barmherzige Jungfrau von El Cobre“, die im Jahr 1992 in der Kathedrale von Havanna uraufgeführt wurde, als Gedenkmesse anlässlich des 80. Jahrestages der Ausrufung der Barmherzigen Jungfrau von El Cobre zur Schutzpatronin Kubas komponiert. Die Musik ist sehr textausdeutend und unterstreicht so die Heiligkeit der Liturgie. Darüber hinaus ist sie in ihrer Art und Weise, wie sie die Geschichte der Jungfrau von El Cobre erzählt und wie sie Gefühle des Kummers oder der Freude ausdrückt, zutiefst kubanisch und somit eine identitätsstiftende Botschaft für jeden Kubaner, ob gläubig oder nicht.

Vitier gelang es in genialer Weise, die Geschichte des Wunders von El Cobre mit dem Genre der Populärmusik zu verknüpfen, indem er etwa für den Introitus eine Vertonung des Textes „Déjame tomar asiento“, zu Deutsch: „Lass mich Ruhe finden“ von Emilio Ballagas auswählte und von dem bekannten kubanischen Liedermacher Silvio Rodríguez singen ließ. Diese zutiefst kubanische Vorgehensweise, verschiedene Genres miteinander zu kombinieren, erreicht ihren Höhepunkt im Kyrie. Die unablässige Bitte um Vergebung wird durch den allgegenwärtigen Trommelschlag symbolisiert, gespielt auf Bata's. Das sind Perkussionsinstrumente der Yoruba, einem ursprünglich aus Westafrika stammenden Volk, dessen religiöse Tradition auch in Kuba verwurzelt ist, wobei die Grenzen zum Christentum oft fließend sind. Die Polyrythmie dieser Trommeln, die bis zu sechs verschiedene Tonhöhen produzieren können, ist eingebunden in die Polyphonie eines vokalen Kontrapunkts und stellt somit eine Art Versöhnung dar zwischen den hispanischen und den afrikanischen Elementen in der kubanischen Kultur, gleichsam ein Manifest der katholischen Berufung aller Kubaner. □

# Vermittlerin oder zwischen allen Stühlen? Zur Rolle der Kirche in Kuba

Jeremias Schröder OSB

## I. Hinführung

Ich reise seit 2007 zwei- bis dreimal im Jahr nach Kuba. Die Benediktinerkongregation von Sankt Ottilien, deren Abtpräses ich bin, hat dort im Jahr 2008 eine Klostergründung begonnen. Das ist sozusagen der Sitz im Leben meines Vortrags. Ich bin der zuständige kirchliche Höhere Obere, der diese Gründung beaufsichtigt und darf da von Zeit zu Zeit hinfahren. Wie es dazu gekommen ist, werde ich an geeigneter Stelle erwähnen – die Geschichte passt durchaus zum Thema des heutigen Tages.

Diese Klostergründung in Kuba – das will ich einfach vorausschicken –, die mir und uns ein sehr wichtiges und großes Anliegen ist, wird von der Regierung intensiv begleitet. Das beginnt damit, dass ich nicht mit einem Touristenvisum einreise, sondern immer mit einem Spezialvisum, das beim Innenministerium beantragt werden muss. Das Land, das uns für die Klostergründung zur Verfügung gestellt wurde, ist von der Regierung bewilligt worden. Es gab vor allem in den Anfängen unserer Klostergründung eine sehr intensive Beobachtung unseres Alltagslebens, optisch und akustisch. Wir haben den Eindruck, dass wir nicht mehr so interessant sind wie am Anfang, dass da inzwischen etwas weniger intensiv aufgepasst wird. Aber auch das, was wir anderswo über die Verhältnisse in Kuba erzählen, wird gerne und aufmerksam beobachtet. Das erfordert von mir Umsicht und Klugheit, auch heute, und dafür bitte ich Sie um Verständnis.

Ich möchte Sie vorneweg mitnehmen nach Santiago de Cuba. Auf einem der Bilder, die uns Professor Baier gezeigt hat, war die dortige Kathedrale zu sehen, mit zwei prächtigen Türmen, im Hintergrund das Meer und vor der Kathedrale ein Platz. Am 31. Dezember 1958 hatte der Diktator Fulgencio Batista y Zaldívar Kuba verlassen, und am 1. Januar rief Fidel Castro den Triumph der Revolution aus, und zwar auf diesem Platz, vor dieser Kathedrale. Er stand auf dem Balkon des Rathauses, des „ayuntamiento“, gegenüber der Kathedrale und hat da eine Rede gehalten, eine dieser ausführlicheren Reden, die sein Markenzeichen wurden. Diese wird zitiert als die Rede vom 1. und 2. Januar: sie begann am Abend und endete erst am nächsten Morgen.

Fidel Castro war nicht allein auf diesem Balkon. Neben ihm stand Enrique Pérez Serantes, der Erzbischof von Santiago und Primas von Kuba. Er hatte die Türen der Kathedrale für diesen Anlass öffnen lassen. In der frommen katholischen Überlieferung heißt es: damit Fidel Castro während seiner ganzen Rede immer den Tabernakel vor Augen habe. Wichtiger war wahrscheinlich diese symbolische Geste: die katholische Kirche von Santiago und implizit von ganz Kuba begrüßt diese Revolution mit offenen Türen. Das war am 1. und 2. Januar. Am 3. Januar veröffentlichte Erzbischof Pérez Serantes einen Hirtenbrief mit dem Titel „Vida nueva“, neues Leben, und formulierte in diesem Brief eine ziemlich enthusiastische Begrüßung der Revolution. Das nur einmal als kleine Szene, als Einstieg in diesen Vortrag.



Jeremias Schröder OSB, Abtpräses der Benediktinerkongregation von St. Ottilien

## II. Historische Wegmarker

Die Geschichte der Kirche in Kuba ist eingebettet in die übliche lateinamerikanische Kolonialgeschichte einschließlich des „Patronado“. Das heißt, die spanische Krone hatte sich vom Heiligen Stuhl umfassende Vollmachten für den Aufbau der Organisation der Kirche in allen Kolonien Lateinamerikas übertragen lassen. Es gab deshalb von vornherein eine gewisse Gleichschaltung der kirchlichen Entwicklung mit den Kolonialstrukturen. Die katholische Kirche war von daher auch positiv unterstützend auf die spanische Kolonialregierung hin orientiert. Kuba war enger an Spanien gebunden als die anderen Kolonien und erlangte als letzte überseeische Besitzung Spaniens eine vorübergehende Unabhängigkeit, die dann rasch durch die Abhängigkeit von den USA abgelöst wurde. In Spanien wird der Verlust Kubas bis heute als ein Trauma erinnert, mehr als der Rest Lateinamerikas. Eine bis heute gängige Redewendung drückt das aus: „Más se perdió en Cuba“. Bei einem Fehlschlag tröstet man sich damit, es hätte ja noch schlimmer kommen können, „in Kuba haben wir noch viel mehr verloren“.

Die Unabhängigkeitsbewegung Kubas hatte, anders als im Rest Lateinamerikas, eine starke katholische Basis. Anderswo gab es im Rahmen der Unabhängigkeitsbestrebungen starke antiklerikale und freimaurerische Strömungen. In Kuba war das kaum der Fall, und das liegt unter anderem daran, dass das intellektuelle Leben Kubas sehr stark von zwei katholischen Einrichtungen geprägt worden ist, der Real y Pontificia Universidad de San Jerónimo, die 1728 vom Dominikanerorden gegründet worden war, und vom Priesterseminar San Carlos y San Ambrosio, das sich ebenfalls zu einer universitätsähnlichen Institution entwickelt hatte, mit Kursen in vielen weltlichen Fächern. Beide liegen in Havanna und existieren bis heute in dem stolzen Bewusstsein einer ruhmreichen Geschichte. Das Seminar ist weiterhin das Priesterseminar der kubani-

schen Kirche. Die Universität ist seit Mitte des 19. Jahrhunderts nicht mehr päpstliche Universität; sie hat sich 1842 sozusagen säkularisiert, besteht aber ausdrücklich auf der ehrwürdigen Traditionslinie der alten Päpstlichen Universität.

In diesen beiden Institutionen wurde die Unabhängigkeit Kubas vorgedacht und intellektuell entwickelt. Eine führende Rolle hat dabei ein Mann gespielt, der neben dem genannten José Martí vielleicht der zweite Vater der intellektuellen Unabhängigkeitsbewegung in Kuba ist: Félix Varela. Félix Varela ist etwas älter als Martí; er lebte von 1788 bis 1853, war Priester, Intellektueller und daneben Dozent an diesem Priesterseminar, hat dort Philosophie, Physik und Chemie unterrichtet, hat einen Lehrstuhl für Verfassungsfragen eingerichtet und wurde von der ganzen nachfolgenden Generation kubanischer Intellektueller als ihr Zieh- oder Stammvater betrachtet. „Félix Varela ist der Mann, der uns das Denken gelehrt hat“, sagte José de la Luz y Caballero. Seine Schüler spielten eine entscheidende Rolle bei der Entwicklung des kubanischen Nationalbewusstseins; einer von ihnen war der Lehrer José Martí.

1821 wurde Varela während einer kurzen Blüte des Liberalismus Abgeordneter für Kuba im spanischen Parlament. Er hat in dieser Zeit Petitionen für die Unabhängigkeit und ein Memorandum zur Abschaffung der Sklaverei verfasst. Als es in Spanien 1823 zur Restauration eines autoritären Regimes kam, wurden die renitenten Abgeordneten zum Tode verurteilt, darunter auch Félix Varela. Dieser ging ins Exil nach New York, wo er noch jahrzehntlang wirkte. Er gründete Zeitungen, schrieb mit am berühmten Baltimore-Katechismus und wurde Generalvikar der Diözese New York. Er starb schließlich im Exil. Dabei blieb er für Kuba eine wichtige Bezugsperson, auf die sich bis heute viele berufen. Er wird in allen gesellschaftlichen Kreisen hoch geehrt und geschätzt.

1910 wurden seine Gebeine in New York exhumiert und nicht, wie sonst üblich, in eine Kapelle verbracht, um eine etwaige Seligsprechung vorzubereiten. Felix Varela wurde stattdessen in der Aula Magna der Universität von Havana beigesetzt und liegt dort heute noch. Inzwischen gibt es auch den Seligsprechungsprozess, aber ich weiß nicht, ob die Knochen aus der Aula Magna wieder herausgebracht werden können. In Kuba verleiht die Regierung seit 1981 den Félix Varela-Orden, als „höchste Auszeichnung für die unvergänglichen Werte der nationalen und universalen Kultur“, wie es heißt.

Das ist wichtig, weil nicht überall in Lateinamerika die katholische Kirche und ihre Repräsentanten so eng mit der nationalen Befreiungsbewegung verbunden waren. Daraus ergaben sich ein gewisses Vorschusskapital und eine Tradition, auf denen auch der Erzbischof von Santiago noch aufbaute, als er die Revolution 1959 zunächst so enthusiastisch begrüßte.

In der Republik, also in der Zeit dieser Quasi-Kolonialherrschaft durch die USA, ist es der Kirche nicht schlecht gegangen. Sie konnte starke Institutionen entwickeln, die eben auch weiter das kubanische Nationalbewusstsein förderten, große Laienverbände und Schulen. Fidel Castro, das wurde schon erwähnt, war Jesuiten-Schüler. Das hatte durchaus Folgen: Im katholischen Kuba wird erzählt, dass Fidel Castro nach der Aufhebung und Umwandlung des Jesuitenkollegs in eine Militäreinrichtung persönlich die Anweisung gegeben habe, dass die Kapelle nicht angerührt werden dürfe. Sie müsse bleiben, wie sie zu seiner Schulzeit war, und so sei es dann auch geschehen.

Am Vorabend der Revolution gab es in Kuba ungefähr 670 Weltpriester für 6,5 Millionen Gläubige. Das ist eine ziemlich gute Quote. Es gab 158 Frauenklöster und 87 Männerorden. Damit stellte die katholische Kirche in Kuba eine starke, auch sozial und kulturell bedeutsame Kraft dar.

### III. Kirche und Revolution

Entsprechend ihrer kubanischen Eigentradition war die katholische Kirche auch in die Revolution oder Rebellion einbezogen. Zahlreiche Geistliche wirkten als Kapläne bei den Rebellentruppen, mit Duldung oder Erlaubnis ihrer Bischöfe. Die Kirche reklamierte in den Folgejahren für sich, dass sie bei der Gewissensbildung der Revolutionsführer, auch bei denen, die sich später als atheistisch deklariert haben, durchaus eine wichtige Rolle gespielt habe. Der besagte Primas von Kuba, der Erzbischof von Santiago, der da auf dem Balkon stand, hatte schon 1953 nach dem gescheiterten Angriff auf die Moncada-Kaserne für den untergetauchten Fidel Castro verhandelt, damit es bei einem Gerichtsverfahren nicht zur Todesstrafe komme. Auf diese Garantie hin stellte sich Fidel Castro, es kam zum Gerichtsverfahren und zu einer Verurteilung.

### *Nach meiner Erfahrung sind die Kubaner natürlich vorsichtig, aber ich glaube nicht, dass sich die katholische Kirche im Alltag verfolgt fühlt.*

1955 ging er nach einer Generalamnestie ins Exil, kehrte 1956 zurück und begann die Revolution.

Die Folgen der Revolution sind bis heute bestimmend, und das schlägt sich auch in der Sprache nieder. Der Ausdruck „Triumph der Revolution“ ist ein selbstverständlicher Redebestandteil, insbesondere bei Datierungen. Gemeint ist der 1. Januar 1959, und vieles wird danach datiert, z.B. die Ausgaben der einzigen kubanischen Tageszeitung „Granma“, dem Organ des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Kubas. An vielen Gebäuden sieht man Jahreszahlen, die ab 1959 gezählt werden.

Zwei Castro-Zitate aus den ersten Jahren nach der Revolution belegen die katholische Rolle: „Die kubanischen Katholiken haben entschieden an diesem Werk der Freiheit mitgearbeitet.“ Und: „Dies ist eine sozialistische Revolution sui generis. Das sehen Sie schon an diesem Detail: Es handelt sich um die erste derartige Revolution auf der ganzen Welt, die mit völliger Unterstützung der Kirche beginnt.“

„Beginnt“ ist hier allerdings ein sehr wichtiges Wort: nach etwa zehn Monaten nahm die Revolution einen ausdrücklich kommunistischen und prosozialistischen Kurs auf. Daraufhin kam es zu Gegendemonstrationen, die stark katholisch geprägt waren, und nach der fallierten Schweinebucht-Invasion 1961 dann zu umfangreichen Verhaftungen auch von Kirchenführern. Dies führte zu einer Desillusionierung; es kam zu Hirtenbriefen, die sich sehr kritisch mit den Eingriffen der Regierung ins Unterrichtswesen beschäftigten, mit den Verstaatlichungen, den Agrarreformen, der Unterbindung der katholischen Medien und so fort. Im September 1961 wurden dann 161 Priester und ein Bischof ausgewiesen, auf ein kleines Schiff namens Covadonga gesetzt und losgeschickt. Das führte dazu, dass dann kurz danach viele Kirchenoberen, vor allem solche mit

Sitz in Spanien, ihre Priester, Ordensbrüder und -Schwestern aus Kuba abberiefen. Von etwa 800 Priestern blieben nur 200 zurück, von 2000 Ordensfrauen ebenfalls nur etwa 200. Am Ende des Jahres 1962 konnte die Kirche nur noch mit 10 Prozent ihres Personals weiterarbeiten.

Die Situation war nun schwierig. Jahrzehntlang galten die Anstrengungen dem einfachen Überleben der Kirche. Es wurde versucht, die Grunddienste des kirchlichen Lebens sicherzustellen: Gottesdienste, Sakramente, Taufen, Firmungen. Es gelang kaum, ein darüber hinausgehendes kirchliches Leben aufrechtzuerhalten. Überdies war die Kirche auch verunsichert, da sie nicht wusste, wie sie sich angesichts der dramatisch veränderten Verhältnisse positionieren sollte.

Das Zweite Vatikanische Konzil führte vielerorts und auf vielen Ebenen zu einem Aufbruch und zu einer Befreiung aus Verkrustungen. Dies traf auch auf die kubanische Situation zu. Das Konzil und in der Nachfolge des Konzils die lateinamerikanischen Bischofsversammlungen von Medellín und Puebla boten in den 1970er Jahren eine neue Perspektive. Sie boten eine theologische Grundlegung für eine Kirche, die sich sehr bewusst auf die Seite des Volkes stellt. Das schuf Möglichkeiten einer vorsichtigen Öffnung auch im Blick auf ein kommunistisches Regime, und es kam schließlich zu einem Modus vivendi: Die Kirche fand sich damit ab, dass sie in einem Land mit einem von einer sozialistischen Revolution geprägten Regime zu leben hatte und verzichtete auf Fundamentalopposition. Es wurde nun auch möglich, einige gemeinsame Ziele zu bejahen – etwa die häufig aufgezählten Errungenschaften der Revolution bei der Armenfürsorge, im Gesundheitswesen, der Egalität innerhalb gewisser Grenzen und bei der Abdeckung der Grundbedürfnisse. Andererseits fand sich der kubanische Staat mit der Existenz der Kirche ab und akzeptierte ihre historisch gewachsene Rolle in Kuba und Lateinamerika und ihre Dimension als Weltkirche.

### IV. Kirchliches Leben in der Gegenwart

Wie sieht das kirchliche Leben heute in Kuba aus? Als die Benediktiner 2008 nach Kuba kamen, sagte mir der Apostolische Nuntius: „Substanziell haben wir hier Freiheit.“ Es gibt allerdings Einschränkungen. Die Kirche hat keinen Zugang zu Massenkommunikationsmitteln und es ist ihr versagt, im Bildungssektor tätig zu werden. Sie wirkt weiterhin im Bereich von Caritas und Altenfürsorge, aber nicht mehr im Gesundheitswesen. Sie unterliegt einer intensiven staatlichen Aufsicht, die durch ein Büro für religiöse Angelegenheiten wahrgenommen wird. Dieses ist auf der Leitungsebene der Partei verankert. Alle Religionen unterliegen dieser Aufsicht in gleicher Weise. Dies wird gerne betont, und man kann heraushören, dass die Einreihung der katholischen Kirche neben den Zeugen Jehovas, verschiedenen Gruppen der Santería, den Mormonen und der kleinen Kapelle der russisch-orthodoxen Kirche die katholische Kirche ein bisschen zurechtstutzen soll. Aber es wird gleichzeitig auch ernstgenommen, dass die katholische Kirche nach wie vor historisch, kulturell-sozial, aber auch durch eine große Anzahl von Gläubigen bedingt eine entscheidende Rolle in Kuba spielt.

Die Kirche unterliegt auch den Einschränkungen, mit denen jeder Kubaner in seinem Alltagsleben zurecht kommen muss. Politische Betätigung gibt es nur im Rahmen eines sozialistischen Einparteienstaates. Alle Aspekte von

Staatssicherheit werden sehr stark betont; man muss also auch damit rechnen, dass man abgehört und beobachtet wird usw. Das geht aber allen so, nicht nur den kirchlichen Amtsträgern. Und dann gibt es da noch den Alltag beherrschenden Faktor: Das Wirtschaftsleben ist auf einem sehr, sehr niedrigen Niveau. Viele Alltagsbedürfnisse, beginnend bei der elementaren Nahrungsvorsorgung, sind nur ganz schwer zu meistern, und das gilt für alle. Bischöfe und Priester müssen sich genauso bemühen, dass sie selber oder jemand anderer für sie jeden Tag etwas zum Essen auf den Tisch bringen bzw. bringt, wie alle anderen auch.

Eine weitere Erschwernis des Alltags, die die Kirche aufgrund ihrer Befassung mit Projekten vielleicht doch mehr trifft als viele andere, ist ein kompliziertes und aufwändiges Genehmigungsverfahren. Wir Benediktiner haben bei unserer Klostergründung in vielerlei Weise Unterstützung erfahren. Aber auch für uns sind relativ kleine Unternehmungen manchmal sehr beschwerlich: Erlaubnisse, Genehmigungen, Technikergutachten von vereidigten Sachverständigen usw. Das lähmt und kostet sehr Nerven. Ich kann das an meinen Mitbrüdern spüren, die da vor Ort leben, und das geht natürlich allen anderen auch so, die irgendwo in einer Funktion sind, in der sie Dinge bewegen müssen.

All das teilt die katholische Kirche allerdings mit allen Kubanern, das ist also keine herausgehobene Bedrängnis. Ein Mitarbeiter der Deutschen Bischofskonferenz, der kürzlich in Kuba war, sagte mir, er habe überall nachgefragt, wo die Verfolgung der Kirche spürbar werde. Die Gesprächspartner vor Ort hätten aber alle abgestritten, dass es solche Verfolgungen gebe, sie seien total eingeschüchtert. Nach meiner Erfahrung sind die Kubaner natürlich vorsichtig, aber ich glaube nicht, dass sich die katholische Kirche im Alltag verfolgt fühlt. Sie teilen das oft schwierige Alltagsleben aller Kubaner, aber darüber muss man sich ja nicht gerade bei einem Ausländer beschweren.

Die katholische Kirche ist heute in Kuba der größte nichtstaatliche Akteur im gesellschaftlichen und kulturellen Leben, eigentlich auch der einzige, der diese Organisationstiefe aufbringt und zugleich so intensiv mit dem Ausland vernetzt ist. Das gibt der katholischen Kirche eine grundsätzlich herausgehobene Stellung.

### V. Die Ortega-Jahre

Mein Beitrag steht unter dem Titel „Vermittlerin oder zwischen allen Stühlen?“, das heißt es geht über Vermittlungen und Brückenbau. Ich habe zwei große Brückenbauer vor Augen. Der erste ist der schon mehrfach genannte Kardinal Jaime Ortega, der sehr lange, von 1981 bis 2016, Erzbischof von Havanna war. Er hat es geschafft, in dieser Zeit vier Papstbesuche nach Kuba zu organisieren. Der mit Abstand bedeutendste war zweifellos der Besuch von 1998. Prof. Baier hat dargelegt, was dieser Besuch für die Kirchenmusik in Kuba bedeutet hat, aber das ist auch auf vielen anderen Ebenen so gewesen.

Der Papstbesuch von Johannes Paul II. machte die katholische Kirche 1998 wieder als Massenorganisation sichtbar. Der Abschlussgottesdienst sollte im sogenannten Panamerikanischen Stadion abgehalten werden. Dort hätten etwa 34.000 Gläubige Platz gehabt. Als deutlich wurde, dass dies nicht ausreicht, musste der Gottesdienst auf die monumentale Plaza de la Revolución verlegt werden, die vom 109 Meter hohen Denkmal für José Martí und von den stilistischen Gesichtszügen Che Guevaras beherrscht wird. Dort nahmen mehr als



eine halbe Million Menschen am Gottesdienst teil. Diese eindrucksvolle katholische Präsenz überraschte viele, selbst die katholische Hierarchie.

Der Besuch führte zu etlichen Veränderungen: Die Regierung gestattete den Bau eines neuen Priesterseminars und anderer kirchlicher Bauten. Weihnachten, zuvor ein normaler Arbeitstag, wurde zum Feiertag erklärt. Und der Kirche wurde das Agieren im öffentlichen Raum ermöglicht. Hier haben die geschickte Verhandlungskraft und das Auftreten von Erzbischof Jaime Ortega (seit 1994 Kardinal) eine wichtige Rolle gespielt. Er erzählte mir einmal, was da für ihn wichtig war. Irgendwann durften in den Pfarreien wieder Prozessionen stattfinden, die den geschützten Raum der Kirche verließen. Man durfte wieder mit einem Kreuz durch die Straßen von Havanna und von anderen Ortschaften ziehen. Er bekam die Erlaubnis, auf dem Cathedralplatz von Havanna, also an einem sehr sichtbaren öffentlichen Ort, eine Krippe aufzustellen. Das klingt vielleicht banal, aber das waren richtige Durchbrüche. Der Kardinal betrachtete diese neue Sichtbarkeit als Gelegenheit zur Evangelisierung. So wird da nicht nur eine Krippe aufgestellt: neben der Krippe wird immer jemand stehen, ein Katechet oder sonst jemand, der die Krippe erklären kann. So konnte den vielen Kubanern, die keine Glaubensinhalte mehr kennen, endlich wieder erklärt werden, was dieser Glaube eigentlich bedeutet, und das sogar im öffentlichen Raum.

„Öffentlicher Raum“ ist ein Schlüsselbegriff. Die katholische Kirche hat keinen Zugang zu den normalen Massenmedien. Aber der Laienrat des Erzbistums konnte im Jahr 2005 eine Zeitschrift gründen, die bis heute erscheint. Sie trägt den programmatischen Titel „Espacio Laical“, „Raum der Laien“, und in dieser Zeitschrift habe ich vor einigen Jahren noch sehr mutige Artikel gesehen, in denen offen über eine Gesellschaftsform „nach dem Kommunismus“ diskutiert wurde. Das Gebäude des ehemaligen Priesterseminars, ein imposanter Komplex an herausgehobener Stelle in der historischen Altstadt, war durch den Umzug des Seminars in einen Neubau auf dem Land frei geworden. Kardinal Ortega hat dort ein Kulturzentrum eingerichtet, das Centro Félix Varela. Dort finden zum Beispiel die von Rektor Baier geschilderten Kirchenmusikkurse statt. Es besteht die Hoffnung, hier mittelfristig eine akademische Institution der katholischen Kirche entstehen lassen zu können.

Kardinal Jaime Ortega gelang es, unter Wahrung einer Grundloyalität zur kubanischen Gesellschaft die Grenzen des öffentlichen Agierens der Kirche immer weiter hinauszuschieben und somit die Gestaltungsräume der Kirche zu vergrößern. Diese nutzte er zur Evangelisierung, aber dort sind auch Freiräume für Intellektuelle und für Kultur entstanden sowie für Werke der Caritas. Da durch internationale Hilfen dann auch Mittel zur Verfügung standen, konnten die Pfarreien – gerade während der Sonderperiode und auch später immer wieder – mithelfen, Not zu lindern und in der Armenfürsorge tätig zu werden.

Eine weitere Folge des Papstbesuches von Johannes Paul II. ist die Gründung der Benediktiner, denn im Nachgang zu diesem Papstbesuch verhandelte der Kardinal mit Fidel Castro über die neuen Möglichkeiten der Kirche in Kuba. Da ging es um das Priesterseminar und um ein neues Priesterhaus in Havanna. Der Kardinal fügte hinzu: „Und ich möchte Benediktiner holen.“ Darauf fragte Fidel Castro: „Benediktiner“ – Sie müssen denken, (er war) Jesuiten-Schüler –, „was machen die denn?!“ Die Ge-



Foto: Wikipedia

*Neben dem sehr bekannten José Martí ist er vielleicht der zweite Vater der intellektuellen Unabhängigkeitsbewegung in Kuba: Félix Varela lebte von*

*1788 bis 1853, war Priester, Intellektueller und daneben Dozent an einem Priesterseminar. Dieses Denkmal findet sich in der Universität von Havanna.*



Abtpräses Jeremias Schröder OSB im Gespräch mit Werner-Hans Böhm. Der ehemalige Regierungspräsident von Oberbayern gehört dem Vorstand der Karl Graf Spreiti Stiftung an.

schichte ist etwas witzig, aber sie ist authentisch, sie ist mir oft erzählt worden. Der Kardinal wusste, dass er jetzt bei Fidel Castro Eindruck machen musste, und so sagte er: „Die machen Käse.“ Das steht nicht ganz im Vordergrund unserer Tätigkeiten, aber es gibt tatsächlich auch Benediktinerkäse. Jedenfalls, Fidel Castro erwiderte: „Ja, dann sollen die mal kommen.“ Und dieses dahingesprochene Wort, das ist eben der Vorteil der charismatischen Herrschaft nach Max Weber, das gilt dann auch. Bis heute weiß man im Religionsbüro sehr genau, dass natürlich diese grundsätzliche Erlaubnis für unsere Gründung von Fidel Castro selber gegeben worden ist. Das zählt bis heute und ist ein Grund, warum wir uns in Kuba befinden.

Papst Benedikt XVI. kam 2012. Das war ein kleinerer Besuch und der Papst war etwas erschöpft. Das habe ich noch in Erinnerung, da war ich auch zufällig im Land. Das hat einen praktischen Effekt gehabt: Neben dem Weihnachtstag sollte jetzt noch ein zweiter Feiertag der Kirche genehmigt werden, und zwar auf Wunsch der Regierung der Karfreitag. Kardinal Jaime sagte mir: „Das ist keine gute Idee. Unsere Leute, wenn die Feiertag hören, dann geht es um Rum und Tanzen, und Karfreitag passt nicht gut zusammen mit Rum und Tanzen.“ Den Karfreitag gibt es jetzt, und die Befürchtungen von Kardinal Ortega haben sich, glaube ich, erfüllt.

Papst Franziskus war schon zweimal in Kuba. 2016 kam es zur historisch ersten Begegnung mit dem Patriarchen von Moskau, als Papst Franziskus auf dem Weg in die USA in Havanna zwischenlandete. Dass das ausgerechnet in Kuba stattfindet, sagt einiges über die herausgehobene Rolle, die Kuba als ein Drehplatz internationaler Diplomatie und als ein relativ offener Ort hat – offen und gleichzeitig kontrollierbar. Da ist eben vieles möglich. Wenn man verhindern will, dass solche Gäste von der Öffentlichkeit bedrängt werden, dann ist auch das in Kuba sehr gut möglich, und deswegen kommt es ja in Kuba erstaunlich oft zu solchen internationalen Konsultationen, Friedenskonferenzen etc., zuletzt wegen Kolumbien. Nicht selten geschieht das mit einer gewissen Mitwirkung der katholischen Kirche.

Man kann sagen, dass der Höhepunkt der Amtszeit von Kardinal Ortega die Aussöhnung mit den USA war, diese Wiedernäherung, die durch die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen besiegelt wurde. Das hatte er wesentlich mit angestoßen, unterstützt durch die vatikanische Diplomatie. Der frühere Nuntius in Havanna,

der heutige Kardinal Becciu, saß zu der Zeit schon im Staatssekretariat in Rom und hat das von dort aus begleitet. Auch die Botschaft der USA spielte eine wichtige Rolle. Die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen wurde 2015 vollzogen und führte zum Besuch von Präsident Obama in Havanna im März 2016. Ich war damals gerade in Kuba; Präsident Obama fuhr dreimal an unserem Kloster vorbei, im „Beast“, dieser großen gepanzerten Limousine, mit der er transportiert wird. Im Zuge dieser Annäherung wurden die Reisebeschränkungen aufgehoben; Bürger der USA konnten freier nach Kuba reisen. Und es kam zu einem Konzert der Rolling Stones, übrigens am Karfreitag.

Kardinal Jaime Ortega hatte einen ganz persönlichen Rapport mit Raúl Castro. In meiner Wahrnehmung waren das zwei alte Männer, die schon einiges auf dem Buckel hatten, jeweils auf ihre Weise ja auch etwas geleistet haben, die über manche Entwicklungen in der modernen Welt eher besorgt waren. Auf dieser Ebene verstanden sie sich, und so wurde manches möglich. Der Platz Kardinal Ortegas war daher nicht zwischen den Stühlen. Er nahm eine sehr wichtige Vermittlerposition ein in einem der entscheidenden Konflikte des 20. und 21. Jahrhunderts.

## VI. Die Jungfrau von Cobre

Die zweite Brückenbauerin, die ich erwähnen möchte, ist die Muttergottes von Cobre, die Barmherzige Mutter Gottes, die „Virgen de la Caridad“. Sie ist als Patronin Kubas seit ziemlich genau hundert Jahren anerkannt und spielt tatsächlich für Kuba eine sehr starke integrierende Rolle, so wie ich das eigentlich in keinem anderen Land kenne. Die Rassenfrage wurde ja vorher erwähnt, die Frage der schwarzen kubanischen Bevölkerung. Die Muttergottes von Cobre gilt als die Mutter aller Kubaner, weil sie ja von einem Schwarzen zusammen mit zwei Indios aus dem Meer gefischt wurde. Sie wird immer dargestellt auf einer umgekehrten Mondsichel mit Sockel, und auf diesem sieht man ein kleines Boot mit zwei braunen und einem schwarzen Mann; das ist die klassische Ikonographie der Muttergottes von Cobre, und schon dadurch kommt ihr eine national-integrierende Wirkung zu. Das wird dadurch verstärkt oder ergänzt, dass sie eine der Schlüsselfiguren im afrokubanischen Kult der Santería ist. Die Santería ist eine Religionstradition aus dem westlichen Afrika, die sich unter der Sklavenbevölkerung Kubas weiterentwickelt ha-

ben und die bis heute unter der Übernahme äußerer Formen des Katholizismus praktiziert werden.

Die Gottheiten der Santería – es gibt eine andere Form, die ohne Gottheiten auskommt –, also die Gottheiten der Santería werden unter der Gestalt von katholischen Heiligenfiguren verehrt: der heilige Lazarus, die heilige Barbara und eben auch die Muttergottes von Cobre werden von den Angehörigen dieser Kulte als Abbilder verschiedener afrikanischer Gottheiten angebetet. In den Wallfahrtskirchen dieser Heiligen kommt es zu einer interessanten Mischung: Katholiken, die da knien und den Rosenkranz beten, zur Messe gehen wollen oder zur Beichte, finden sich neben Anhängern etwa des „Ochún“ in Cobre – das ist die Gottheit, die hinter der Virgen de Cobre verehrt wird.

Das ist seelsorglich eine spannende Herausforderung; vor jedem Gottesdienst gibt es in der Wallfahrtskirche von Cobre ausdrückliche Mahnungen, wer zur Kommunion gehen darf und wer nicht. Man weiß, dass viele aus anderen Gründen da sind. Die Farbe der Muttergottes von Cobre ist gelb, und wer sich auf die Wallfahrt zur Muttergottes von Cobre macht, zieht sich gelb an, vor allem die Anhänger Ochúns, aber auch die Katholiken. Vor der Kirche werden gelbe Blumen verkauft, die man in der Kirche darbringen kann. Auch dieser Ritus ist sozusagen ökumenisch. Theologisch ist das nicht einfach, aber diese Doppelbödigkeit des Heiligtums und der Jungfrau von Cobre bekräftigt die große integrative Rolle der „Virgen de la Caridad“ für alle Kubaner, auch bei den Bevölkerungsschichten, die von intellektuellen Themen erreicht werden. Cobre ist tief in der Volksreligiosität verankert, auch jenseits des katholischen Glaubens.

Übrigens wurde vor einigen Monaten der erste schwarze Bischof in Kuba geweiht, Silvano Pedrosa Montalvo, der neue Bischof von Guantánamo-Baracoa. Er wurde interessanterweise in der Kathedrale von Havanna geweiht, nicht in seiner eigenen Kathedrale. Das ist vielleicht auch nochmal ein Zeichen dafür, dass man auch in Kuba weiß, dass dies ein Thema von nationaler Bedeutung ist: endlich gibt es auch auf der Ebene der Bischofskonferenz einen schwarzen Kubaner.

Im Jahr 2012, in dem Papst Benedikt XVI. Kuba bereiste, unternahm auch die Jungfrau von Cobre eine große Kuba-Tour. Sie wurde vom Altar heruntergeholt, auf einer Art Papamobil installiert und bereiste dann über Wochen hinweg das ganze Land. Der Erfolg war durchschlagend, und sehr viele Menschen strömten überall zusammen. Es gab Gottesdienste, denn diese Kuba-fahrt der Jungfrau war eine katholische Veranstaltung und kirchlich organisiert. Aber das wurde auch vom Staat unterstützt. Die anderen Verehrer, die Anhänger Ochúns, haben sich wohl auch gefreut, dass die Virgen von Cobre überall vorbeikam. Ich erfuhr damals, dass das eine gewisse Beeinträchtigung des Besuchs von Benedikt XVI. bedeutete. Der fand kurz nach der Rundfahrt der Muttergottes statt, und angesichts der wiederholten Massen-Events konnte man eine leichte Müdigkeit spüren. Das trug dazu bei, dass der Besuch von Papst Benedikt dann eher klein gehalten wurde und weitgehend ohne große Masseneremonien auskam.

## VII. Andere Brücken

Wo kann die katholische Kirche noch Brücke sein, oder wo ist sie Brücke? Ich glaube, sie ist eine Brücke zur Emigration. Das ist ein großes Thema. Wir haben mehrfach von den Exilkubanern gesprochen, wobei bislang vor al-

lem von der ersten Generation von Exilanten die Rede war, und dann noch von der Massen-Ausreise per Boot vom Hafen vom Mariel. Aber es hat natürlich später auch noch viel Emigration gegeben. Vor einigen Jahren wurden die Ausreisebeschränkungen deutlich gelockert. Die meisten Kubaner finden jetzt eine Möglichkeit, Kuba zu verlassen, wenn sie unbedingt wollen. Das hat auch Druck aus dem System herausgenommen, und das ist auch ein Grund, warum die Lage letztlich stabil blieb. Es wird nicht zu solchen Szenen kommen wie damals an der Grenze zu Ungarn, die dann ja den Kollaps des Ostblocks mit herbeigeführt haben. Die Ventile wurden etwas geöffnet – deshalb kann Druck aus dem System entweichen.

Die Exilkubaner sind eine sehr heterogene Gruppe. Sie kommen mit verschiedenen Erfahrungen und unterschiedlichen familiären Hintergründen: Einige sind aus politischer Opposition weggegangen, andere in der neueren Zeit vor allem aus Frustration über die ökonomischen Verhältnisse. Die Exilkubaner haben sich an vielen Orten niedergelassen, vor allem aber in Florida. Dort spielt die Emigration politisch eine große Rolle und ist auch kirchlich eine sehr wichtige Kraft. Unter den Exilanten gibt es natürlich sehr viele Katholiken und auch viele Priester. Kardinal Ortega und auch die anderen Bischöfe Kubas haben auf diesem Weg immer wieder Priester verloren. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Kardinal Ortega über einen Mann, den wir beide gut kannten, den ich auch sehr geschätzt hatte, der aber ausgereist war. Ich sagte ihm, der Verlust tue mir leid. Der Kardinal entgegnete, dieser habe wenigstens Anstand gehabt und sei vorher gekommen, um ihm zu sagen: „Ich kann nicht mehr, ich muss an meine Kinder denken“ – das war kein Priester –, „ich gehe jetzt mit meiner Frau und meinen Kindern nach Miami.“ Andere, so der Kardinal, hätten ihn erst vom Flughafen in Miami nach der Ankunft angerufen, und das sei dann schon sehr bitter geworden.

Die Exilkubaner arbeiten sich an den kubanischen Themen weiterhin ab, vor allem die stärker politisch motivierten. Da gibt es auch Ressentiments gegen die katholische Kirche auf der Insel, die sich ja mit den Verhältnissen irgendwie arrangieren muss. Die Polarisierungen sind aber nicht so extrem wie im politischen Bereich. Innerhalb der katholischen Kirche ist es meistens doch noch möglich, eine Verständigungsebene zu finden, und die beiden Erzbischöfe von Miami und Havanna haben guten Kontakt miteinander. Die katholische Kirche bildet so eine wichtige Brücke hin zu den Exilkubanern.

Gelegentlich wird über deren Rolle für die Zukunft Kubas spekuliert. Ein Kubaner sagte mir: „Was auch immer hier passiert, wir haben das alles jetzt 60 Jahre ertragen, wir wollen nicht, dass irgendwann Leute aus Florida kommen und uns erzählen, wie es richtig geht.“ Auch das ist eine Facette des Selbstbewusstseins der Kubaner und führt noch einmal zu einer stärkeren Identifikation mit den bestehenden Verhältnissen.

Kardinal Ortega erzählte mir einmal, wie er mit Exilkubanern, die die bestehenden Verhältnisse auf Kuba völlig ablehnen, in einer lateinamerikanischen Hauptstadt unterwegs war. Als sie an den Favelas, den Slum-Gebieten der Metropole, vorbeikamen, da sagten diese Exilkubaner plötzlich mit einem Anflug von Patriotismus: „Aber so etwas gibt es bei uns daheim nicht.“ In der Tat, die wirtschaftliche Egalität auf allerdings sehr niedriger Ebene führt auch dazu, dass es diese Verelendung in Kuba nicht gibt, die man in vielen Metropolen Südamerikas vorfinden kann.

## VIII. Neueste Entwicklungen

Präsident Trump hat die diplomatischen Beziehungen mit den USA wieder reduziert, wobei – wenn ich es richtig verfolgt habe – da noch nichts formal wirklich Wichtiges passiert ist. Auf der informellen Ebene hat es allerdings eine große Störung gegeben. Vor etwa zwei Jahren gab es in Havanna unerklärte Krankheitsfälle beim diplomatischen Personal, insbesondere der US-amerikanischen Botschaft, es betraf aber auch ein paar Kanadier. Bis heute ist nicht geklärt, was da vorgefallen ist. Berichtet wurde über seltsame Geräusche und andere Vorfälle im Wohnumfeld der Diplomaten. Man vermutete Schallwellen im nicht hörbaren Bereich, die neurologische Schäden verursachen; das scheint sich aber nicht bestätigt zu haben. Die kubanische Regierung erklärte, ihr sei nichts bekannt und sie habe damit nichts zu tun. Ich halte das für plausibel, auch wenn man sagen muss, dass die Regierung sonst schon immer sehr gut informiert ist. Es gibt die Theorie, hier könnten amoklaufende Geheimdienstmitarbeiter am Werk sein, also kubanische Geheimdienstler, die außerhalb jeder Autoritätsstruktur auf eigene Faust Techniken ausprobieren. Es war auch von Nordkorea die Rede, was mir plausibler erscheint. Kurioserweise sind vor kurzem die gleichen Störungen bei Konsulatsangehörigen in Guangzhou in Südchina aufgetreten. Auch dort wurde das Personal wie in Kuba evakuiert und nach Amerika zurückgebracht, mit den gleichen Symptomen. Die Störungen haben bei einigen Angehörigen des diplomatischen Dienstes zu permanentem Hörverlust geführt, also durchaus gravierend. Infolgedessen wurde das Personal der Botschaft in Havanna drastisch reduziert, und das hat natürlich die diplomatischen Beziehungen auf der praktischen Ebene sehr erschwert. Visum-Anträge werden einfach nicht mehr bearbeitet, weil niemand mehr da ist, der die Arbeit machen kann, oder jedenfalls in weit geringerem Umfang. Das hat also die Beziehungen nochmal verschlechtert bzw. in der Breite reduziert.

Als wir Missionsbenediktiner 2008 nach Kuba gegangen sind, waren noch viele Öffnungstendenzen, die wir vorher so schön beschrieben bekommen haben, spürbar: Lockerung im wirtschaftlichen Bereich, Erleichterung für Privatunternehmen, Freigabe von neuen Wirtschaftssektoren. In den letzten Jahren ließ sich eine deutliche Rückkehr zur sozialistischen Orthodoxie wahrnehmen; einige liberalisierte Bereiche wurden wieder stärker in die Staatswirtschaft integriert. Der Staat versteht sich nach wie vor und mit neuer Kraft als Hauptakteur der Wirtschaft. Staat heißt in diesem Fall tatsächlich Militär; das haben wir vorher schon gehört. Es war kürzlich davon die Rede, dass innerhalb der nächsten Jahre hunderttausend neue Touristenbetten errichtet werden sollen. Damit wird die jetzige Kapazität mehr als verdoppelt, und zwar alles im Staatssektor.

Das ist offenbar ein Versuch, die privatwirtschaftlich etablierten touristischen Unternehmen, diese kleinen Restaurants, diese kleinen Privatunterkünfte, auch ökonomisch wieder an den Rand zu drängen. Man bemerkt das auch an den Ressourcen im Land. Wir müssen ein Kloster bauen, aber das wird dadurch erschwert, dass Baumaterialien noch schwerer zu bekommen sind als zuvor, weil derzeit das Militär sehr stark in den Tourismus-Sektor investiert. Die Baumaterialien werden durch den Staat zugeteilt, und wenn es staatseigenen Bedarf gibt, dann hat der immer Vorrang vor dem Bedarf von Dritten, wie zum Beispiel einer kleinen



Foto: dpa/Arturo Mari

*Papst Johannes Paul II. – hier mit Staatschef Fidel Castro bei einer Messe auf dem zentralen Platz der Revolution – trug durch seinen Besuch auf Kuba im Jahr 1998 entscheidend zur Öffnung des Landes bei.*

Gruppe von Benediktinern, die eine Käseerei eröffnen möchten.

Ja. Was hat sich geändert? Der Kardinal ist seit zwei Jahren im Ruhestand. Es gibt einen neuen Erzbischof, Juan de la Caridad García Rodríguez. Das ist ein Erzbischof, der sehr stark dem Bild des Bischofs entspricht, das Papst Franziskus skizziert hat. Der Papst hat ja gesagt, der Hirte soll nach den Schafen riechen, nach der Herde. Der neue Erzbischof ist tatsächlich ein Vollblutseelsorger. Das merkt man ihm an; das bezeichnet auch seinen ganzen Hintergrund und seine Erfahrung. Der Vorgänger-Erzbischof, der Kardinal, hat auch sehr stark auf anderen Ebenen gearbeitet. Er war in gewisser Weise auch ein Kirchenfürst, auch schon im Auftreten. Er verkehrte mit den Mächtigen der Welt auf Augenhöhe. Der Habitus des Auftretens des Nachfolgers entspricht viel mehr dem von Papst Franziskus. Man kann Veränderungen beobachten. Die Kirche konzentriert sich sehr stark auf ihre eigenen pastoralen Herausforderungen. Die sind in der Tat gewaltig und ich glaube, dass das gut ist.

## IX. Ausblick

Umbruch, wie es so schön auf der Einladung zum heutigen Seminar heißt, oder Wandel? Natürlich gibt es Wandel. Die alten Herren sind weg – Fidel, Raúl, der Kardinal. Eigentlich möchte ich noch Eusebio Leal Spengler dazuzählen, den Stadthistoriker, wie sein offizieller Titel lautet. Das ist der oberste Denkmalpfleger von Havanna – man kann das aber überhaupt nicht vergleichen mit jemandem, der diese Aufgaben in Deutschland hat. Er war im Grunde der Administrator der Altstadt von Havanna, die er sehr klug renoviert und auch wirtschaftlich wiederbelebt hat. Er schuf ein kleines Imperium, einschließlich des Imports all der Dinge, die gebraucht wurden. Er ist ein kulturell katholisch geprägter Intellektueller, der weltweites Ansehen genießt. In den letzten Jahren hat er allerdings seinen Einfluss zum Teil verloren. Einige Funktionen hat er noch, aber längst nicht mehr so viele wie noch vor drei Jahren. Diese vier großen alten Herren sind nicht mehr da.

Was wird sich jetzt ändern? In der Diözese, das habe ich schon gesagt, ste-

hen die pastoralen Fragen im Vordergrund. Was der neue Präsident machen wird, kann ich gar nicht einordnen. Darüber wissen die Politikwissenschaftler unter uns besser Bescheid. Er repräsentiere Kontinuität, hat er gesagt; das musste er sicher auch sagen, denn sonst kommt man nicht an diese Stelle, die er jetzt innehat. Wird es trotzdem Veränderungen geben? Nun, alles fließt, selbst wenn Stabilität die Parole ist. Wenn es zur Lähmung kommt, erzeugt das ja wieder andere Veränderungen. Man kann Veränderung gestalten und man kann sie erleiden. Ob in Kuba in den nächsten Jahren Veränderung gestaltet wird oder nur erlitten, das weiß ich noch nicht.

Wir Benediktiner sind geduldig. Wir sind der älteste Orden in der katholischen Kirche und seit 1.500 Jahren dabei. Ich habe meinen Mitbrüdern in Kuba gesagt, dass das Leben auf Kuba nicht leicht ist. Aber unser Leben ist immer noch etwas erträglicher als das der normalen Kubaner. Wir können dort leben und wir wollen da bleiben und da bleiben. Das ist unsere benediktinische Form der Solidarität. □

# Kuba – Insel aus einer anderen Zeit

Christoph Röckerath

Lange hatten wir gegrübelt, wie wir unseren Film über Kuba nennen sollten. Ein Filmtitel muss mindestens zwei Funktionen erfüllen: neugierig machen und einen Eindruck des Inhalts vermitteln. Am Ende beschrieb der Titel schlicht das Gefühl, das mich die ganze Zeit über auf Kuba begleitet hatte: „Insel aus einer anderen Zeit“. Doch dieser Titel ist mehr als ein subjektiver Eindruck. Er ist vor allem eine These, wenn es um den Versuch geht, die Widersprüche Kubas zu beschreiben, was ich im Folgenden entlang und anhand der Entstehungsgeschichte unseres Filmes versuchen möchte. Der Blick hinter die Kulissen unserer Produktion soll einen Blick hinter die malerischen Kulissen Kubas ermöglichen. Die Dokumentation entstand zwar bereits Ende 2011, und seitdem hat sich einiges getan. Die wesentlichen Beobachtungen aber behalten ihre Gültigkeit und wurden für diesen Beitrag wo nötig überprüft und aktualisiert, ergänzt um einen kurzen Abriss der jüngeren politischen Entwicklung und deren Folgen. Warum also „Insel aus einer anderen Zeit“? Der Titel als These lässt sich von vielen Seiten beleuchten.

## I. Eine Momentaufnahme Kubas

Kuba ist ein Sehnsuchtsort. Das Klischee der Karibik, das Licht, die Musik, die Lebensfreude. Buena Vista Social Club, rund um die Uhr. Eine Utopie jenseits unseres Alltags, abseits unserer auf Effizienz getrimmten Gesellschaft. Kuba hat etwas von einem bewohnten Freilichtmuseum. Oldtimer, alte Paläste, Dampflokomotiven und Ochsenfuhrwerke. Die Regierung wirkt hin- und hergerissen zwischen notwendiger Modernisierung und Beibehaltung, weil letzteres die Touristen fasziniert. Insel aus einer guten alten Zeit, könnte man – leichtfertig – meinen.

Politisch steht Kuba für eine Idee, die bislang den Beweis schuldig geblieben ist, mehr als eine Utopie zu sein: das Ideal des perfekten Sozialismus – unter Palmen. Eine Phantasie, wie es hätte sein können, wenn die Geschichte anders verlaufen wäre. Ohne Kubakrise, ohne US-Sanktionen. Ohne den Zusammenbruch der sozialistischen Bruderländer.

Kuba ist auch nach Innen eine Insel aus einer anderen Zeit, so lange das Erbe der Castro-Brüder besteht, was unter dem neuen starken Mann an der Spitze, Miguel Diaz-Canel, bisher der Fall zu sein scheint. Das nationale Narrativ ist streng rückwärtsgerichtet. Den alten Parolen, den Revolutionshelden, die längst abstrakte Ikonen sind, begegnet man überall. Selbst im allgegenwärtigen Mangel scheinen für die Pflege ihrer Abbilder noch Mittel vorhanden. Dabei handelt es sich um ein abgeschlossenes Narrativ, das nicht hinterfragt werden darf. Die Intrigen und Kämpfe der Revolutionäre untereinander, der mutmaßliche Mord an Camilo Cienfuegos – sie sind tabu. Dabei funktioniert das Narrativ kaum noch: längst sind die westlichen Ikonen bei jungen Leuten angesagter als die alten Revoluzzer aus dem Dschungel. Dennoch bleibt der Revolutionsmythos unantastbar. Das hat uns während der Dreharbeiten vor Probleme gestellt. Dazu später mehr.

Noch immer definiert sich die Politik über diesen Mythos aus einer anderen



Christoph Röckerath, Korrespondent und stellvertretender Studioleiter des ZDF-Landesstudios Bayern

Zeit. In ihm ist auch die, für autoritäre Systeme wichtige Abgrenzung nach außen angelegt, die Pflege eines Feindbildes, hier der USA. Auch dies in der Realität ein Relikt aus einer anderen Zeit, da die Beziehungen längst vielschichtig und die USA ein lebensnotwendiger Handelspartner sind.

Mit dem offiziellen Festhalten an einer sozialistischen Planwirtschaft verhält es sich ähnlich. Die reine Lehre gilt lange nicht mehr. Die Regierung erlaubt privatwirtschaftliche Initiativen und den Zustrom von Gütern und Geld der US-Exilkubaner an ihre Verwandten auf der Insel. Dies löst einen Teil der Versorgungsprobleme, sorgt aber auch für eine wachsende Ungleichheit. Kurz: „Insel aus einer anderen Zeit“ umschreibt den widersprüchlichen Charakter Kubas in vielerlei Hinsicht. Diese Widersprüche eines Staat gewordenen Anachronismus machen seine Faszination aus. Kuba bietet sich somit auch als vielschichtige Projektionsfläche für die eigene Agenda an. Dies zeigte sich auch an den vielfältigen Reaktionen des Publikums auf unseren Film: Uns erreichte eine große Zahl Zuschriften – von überschwänglichen Lob bis zu wüsten Beschimpfungen. Wir hätten den Sozialismus wahlweise verherrlicht oder diffamiert, die Rolle der USA vernachlässigt oder übertrieben. Auf YouTube erschien sogar eine komplett neu geschnittene Version eines unbekanntem Nutzers, die die angebliche „US-imperialistische Propaganda“ zu „korrigieren“ suchte.

Kurioser Höhepunkt war die direkt an den Intendanten des ZDF gerichtete Beschwerde eines Verbandes von Zigarrenrauchern, die im Fehlen einer Episode über die kubanische Zigarrenindustrie eine Indoktrinierung der Gebührenzahler mit einer Nichtraucher-Ideologie zu erkennen glaubte. Nichtraucher-Lügenpresse sozusagen. Tatsächlich hatten wir für den Film in einer Zigarrenfabrik gedreht, doch in der Endversion fanden wir andere Geschichten aussagekräftiger, so dass die Zigarrenepisode dem Schnitt zum Opfer fiel. Allerdings brachten wir sie in einer Kurzform in den „heute“-Hauptnachrichten, um mit diesem zugänglichen Thema Lust auf

den Film zu machen. Von einer Nichtraucher-Zensur konnte also keine Rede sein.

## II. Die Dreharbeiten auf Kuba

Jedes Jahr sendet das ZDF einen Winterschwerpunkt. Rund um die Feiertage sollen aufwändig produzierte Dokumentarfilme den Fokus auf unterschiedliche Regionen lenken, unter einem Oberthema. Sie sollen ein breites Publikum ansprechen, zugleich aber unserem öffentlich-rechtlichen Anspruch gerecht werden, journalistisch in die Tiefe zu gehen. Zum Jahreswechsel 2011/2012 bestand dieser Winterschwerpunkt aus zwei Dokumentationen über die sogenannten Tigerstaaten in Asien, in denen ein rasanter Aufschwung und Umbruch zu beobachten ist, und aus unserem Film über Kuba, wo dieser Umbruch bestenfalls in Andeutungen zu beobachten ist. Da die Karibik ZDF-intern in das Berichtsgebiet des Studios Washington fällt, war ich als damaliger USA-Korrespondent für diese Aufgabe zuständig.

Eigentlich alles andere als eine ideale Ausgangslage. Das US-Embargo gegen Kuba war noch voll in Kraft. Es gab keine direkten Verbindungen, keine diplomatischen Beziehungen. Allerdings stand, bis 2015 die alte Botschaft wiedereröffnet wurde, auf der 16th Street in Washington, die direkt auf das Weiße Haus zuläuft, ein kleiner grauer Flachbau, kaum größer als eine Garage. Dieser gehörte offiziell zur Schweizer Botschaft, war aber das „Office of Cuban Affairs“, in dem ein einsamer Gesandter Dienst tat.

Diesen galt es als ersten für die Idee zu erwärmen. Wir luden ihn in unser Studio ein, reichten Kaffee und Gebäck und warben für einen Film, der den deutschen Zuschauern die Schönheit seines Landes präsentieren sollte. Wir hatten bereits ein paar Ideen recherchiert, wurden aber nicht allzu konkret. Zur Besprechung kamen wir mit mehr Kollegen als eigentlich notwendig, um ihn gebührend zu umwerben. Am Ende des freundlichen Gesprächs, als bis auf meinen Studioleiter Ulf Röller und mich alle draußen waren, fragte uns der Gesandte schüchtern, ob er den Rest der Kekse vielleicht mitnehmen könne. Sein Sohn würde sich darüber sehr freuen, solche Süßigkeiten gebe es nicht so oft. Natürlich durfte er, aber wir hatten Mühe, unsere Verblüffung zu verbergen. Die Mangelwirtschaft Kubas machte auch vor dem Gesandten in Washington nicht halt.

Die ganze Vorbereitung war ein Balanceakt aus Wohlwollen bei den Behörden erzeugen und ehrlichem Umgang mit ihnen. Auch während der Dreharbeiten ging es darum, journalistisch unabhängig zu bleiben und gleichzeitig auf Betroffene Rücksicht zu nehmen. Wir konnten schließlich wieder ausreisen, unsere Gesprächspartner nicht.

Schon die Reise in das Land war sehr umständlich und nur über Drittländer möglich. Wir flogen nach Kanada, mussten dort komplett auschecken und dann den separaten Flug nach Kuba bestiegen. Das Visum erhielten wir in Havanna auf einem extra Zettel, damit die amerikanischen Grenzbeamten bei der Rückreise den verräterischen Stempel nicht im Pass finden konnten. In Havanna mussten wir dann das Hotel Nacional bewohnen, wo es eine eigene Etage für ausländische Journalisten gibt, vermutlich, so scherzten wir, weil Personal und Technik nicht ausreichten, um das ganze Hotel abzuhören.

Erster Termin war ein ausführliches Treffen mit einer Beauftragten des CPI, Centro de Prensa Internacional, der allmächtigen Pressebehörde. Geplant

waren zwei Reisen à ca. zehn Tagen. Sie hatte für jeden Tag Drehpläne erstellt: Treffen mit einer Gruppe alter Musiker. Besichtigung der Pionierschule. Dreh am Strand. Besichtigung eines Vorzeigebetriebs (Zigarren). Dreh in einer Ballettschule. Dreh einer Sportschule. Treffen mit einer Gruppe alter Musiker. Dreh eines Vorzeigebetriebs (Rum). Dreh am Strand. Dreh eines prominenten Künstlers. Dreh einer Gruppe alter Musiker. Eben genau so, wie sich das Regime eine „Dokumentation“ über Kuba wünscht. Viele Vorschläge konnten wir nach langer Diskussion abwenden, andere nicht. Wir haben sie dann brav gedreht, wissend, dass sie wenig Chancen haben, im Film vorzukommen, weil es eine Verzerrung der Realität bedeutet hätte, Kuba auf das Idealbild der Regierung zu reduzieren. Trotzdem war auch dies Teil der Realität, und so waren einige der Vorschläge durchaus hilfreich.

So etwa die berühmte Ballettschule von Litz Alfonso. Der Legende nach schenkte ihr Fidel Castro einst persönlich das Schulgebäude im Zentrum von Havanna. Tausende Mädchen träumen jedes Jahr davon, aufgenommen zu werden. Das Ballett tourt um die Welt. Abgesehen von den schönen Bildern, war dieser Dreh auch inhaltlich wichtig, und so ließ sich beides verbinden – der Wunsch des Staates und unser journalistischer Anspruch. Denn die Kunst ist ein Weg des Aufstiegs in Kuba, vorausgesetzt, sie hinterfragt das System nicht. Litz Alfonso, eine kubanische Berühmtheit, gab uns ein souveränes Interview. Sie war glaubhaft überzeugt von ihrem Land, weil es ihr ermöglicht hat, sich ganz auf den Tanz zu konzentrieren. Grenzenlose Verwirklichung in einer abgeschlossenen Nische. Ein klassischer Widerspruch Kubas und eine Form des Überlebens. Alle, die wir getroffen haben, haben sich irgendwie eingerichtet. Die Tendenz der Menschen, sich ihre eigene Welt zu schaffen, ins Innere Exil zu gehen, begegnete uns im ganzen Land. Die Menschen reden nicht offen, sondern verklausuliert. Neigen dazu, das Positive hervorzuheben. Der Rest ist lächelndes Schweigen. Die viel beschriebene Fröhlichkeit in Kuba wird daher oft mit Leichtigkeit verwechselt. Sie ist das Gegenteil, aber notwendig, um nicht negativ aufzufallen, um zu überleben.

Das Gegenstück zu Litz Alfonso haben wir ganz in der Nähe gefunden. In Alamar, einem Vorort von Havanna, in den sich kein Tourist je verirren dürfte. Heruntergekommene Plattenbauten mit abblätternder Farbe, Müll und tiefe Pfützen in gewaltigen Schlaglöchern. Dort haben wir David d’Omni getroffen, einen Rapper, der international einen immerhin bescheidenen Erfolg hat, ohne Hilfe des Staates. Anhand seines Beispiels konnten wir zeigen, was es heißt, wenn das System einem die kalte Schulter zeigt. Aber auch, wie ineffizient der Apparat sein kann. In einem Regime, das Individualität und Eigeninitiative misstraut, stoßen deren Vertreter schnell an Grenzen, wenn jemand nicht ins Schema passt. So hat David es geschafft, sich aus der Wehrpflicht herauszureden. Vor den Militärs hatte er eine philosophische, aber augenscheinlich systemtreue Abhandlung vorgetragen. Er erklärte den irritierten Offizieren, worunter der Geist der Revolution im real existierenden Kuba leide und warum ihm diese Erkenntnis so viel Freiheit schenke, dass ihn die Aussicht auf Gefängnis, womit die Verweigerung des Wehrdienstes normalerweise bestraft wird, nicht schrecken könne. Die Folge war, dass ihn die Militärs erst zum Psychiater und dann nach Hause geschickt haben.

Als wir dort mit ihm drehten, tauchte irgendwann eine Aufpasserin der Partei

auf. Die Dame verbot uns, zu drehen, verlangte Papiere, verfügte selbst über unzählige eigene, und lieferte sich vor allem mit unserer Producerin Steffi Riess, die sich verbal sehr zu wehren weiß, ein längeres Wortgefecht. Irgendwann hat auch sie dann einfach aufgeben. Widerworte war sie nicht gewohnt. Interessant zu beobachten war, dass viele Anwohner zugeschaut haben, aber Abstand hielten. Keiner wollte sich einmischen, dabei musste jemand die Dame gerufen haben. In dem Moment hatte ich eine schwierige Entscheidung zu treffen: Die Episode drehen oder nicht? Ein Dreh hätte als Provokation aufgefasst werden können. Da wir noch am Anfang unserer Reise waren, wollte ich nicht riskieren, wegen so einer Geschichte des Landes verwiesen zu werden.

Weniger Glück hatten wir einige Zeit später, bei einem Dreh in Santiago de Cuba, im Süden des Landes. Hier sind weniger Touristen. Die Stadt wirkt ärmerlicher, rauer. Santiago gilt als die Wiege der Revolution. Das Regime ist strikter als in Havanna. Unser Ziel war die Pionierschule der Castro-Brüder, die im ehemaligen Familiensitz der Rum-Dynastie Bacardi untergebracht ist. Dort wurden wir Zeuge, wie die Jüngsten mit den Parolen von einst indoktriniert werden. Natürlich ging dieser Dreh auf einen Vorschlag der Pressebehörde zurück. Wie bizarr das Szenario auf ein ausländisches Publikum wirken musste, blieb ihnen anscheinend verborgen. Ebenfalls verborgen blieb ihnen, dass die Kinder nach den brav und lauthals aufgesagten Parolen auf dem Schulhof („Nieder mit den USA!“) keine Che Guevaras auf den Asphalt malten, sondern Nike Turnschuhe und andere amerikanische Markenikonen.

Die Schule liegt in einem malerischen, aber heruntergekommenen Villenviertel. Auch diese Umgebung filmten wir, zunächst unbehelligt. Am Nachmittag drehten wir schließlich die vom Ministerium bereitgestellten alten Musiker, eine im Rahmen des „Buena Vista Social Club“-Hypes auch international bekannt gewordene Formation namens „Los Jubilados“. Doch dann wurden wir festgenommen. Es kamen mehrere Motorräder und Polizisten in Zivil. Schnell machte ich ein paar Fotos. Unsere bis dahin so fröhlichen und glücklich-in-Kuba-leben-zu-dürfenden Musiker hielten mit ernster Miene Sicherheitsabstand. Keiner war dazu bereit, für uns ein gutes Wort einzulegen. Wir mussten mit auf die Wache. Dort erfuhren wir, was der Grund für die Festnahme war. Wir hatten am Morgen in der Nähe der Pionierschule in einer Straße gedreht, in der Fidel Castro ein Haus besitzt. Wo genau, sei geheim. Eine Staffel der Zivilpolizei hätte uns daraufhin den ganzen Tag über beschattet, sei zu dem Schluss gekommen, dass unser Verhalten verdächtig sei und habe nun zugegriffen. Von unserem genehmigten Dreh wussten sie nichts. Stichwort: Effizienz.

Ich persönlich fand die Episode zwar unangenehm, weil sie den eng gesteckten Drehplan durcheinander brachte, aber auch amüsant, weil ich mir sicher war, dass wir die Sache aufklären könnten. Doch als ich sah, dass unser kubanischer Tontechniker, ein gestandener, erfahrener Kollege, tatsächlich Angst hatte und überhaupt nicht mehr er selbst war, wurde mir klar, was es heißen kann, in so einem System verhaftet zu werden. Zum Glück ließ sich die Angelegenheit nach anderthalb Stunden aufklären. Ich sollte die Bilder meiner Kamera löschen. Kontrolliert wurde es nicht. Insgesamt soll es Dutzende solcher Straßen geben, in denen Aufnahmen streng verboten sind, weil die Castros dort Häuser besitzen. Tatsächlich weist ein kleines Schild darauf hin, wie



Foto: dpa/Oriundo Barría

*Miguel Diaz-Canel – hier auf einer Regierungskonferenz der Karibik-Staaten – ist seit dem 19. April 2018 Staats- und Regierungschef von Kuba. Ob er weitreichende Reformen einleiten wird, scheint sehr fraglich.*

wir nachher sahen. Das habe ich dann aber lieber nicht fotografiert.

### III. Havanna – die Stadt der Widersprüche

Unsere Reise durchs Land hat nicht nur das widersprüchliche Verhalten der Staatsmacht – omnipräsent, aber wenig effektiv – dokumentiert. Auch die vom sozialistischen Ideal weit entfernten Unterschiede, was Wohlstand und Wohnsituation betrifft, werden sichtbar, wenn man sich umschaut. Das breiteste Spektrum findet sich in und um Havanna. Mit mehr als zwei Millionen Einwohnern die größte Metropole der Karibik. Weite Teile der Stadt zerfallen, aber ein kleiner Teil wird intensiv restauriert für den Tourismus, überwiegend mit Hilfgeldern und Joint Ventures aus dem Ausland.

Das Problem Havannas ist, dass der pittoreske Zerfall jedes Jahr teurer wird und das Leben für die Einwohner immer beschwerlicher. Ein alter kolonialer Palast ist nur so lange malerisch, wie man ihn nicht selbst bewohnen muss, mit seinen undichten Dächern und Fenstern, den baufälligen Treppenhäusern, den Leitungen, aus denen nur ein Rinnsal braunes Wasser fließt. Je länger man wartet mit Investitionen, desto teurer wird es. Das führt zu einer Konzentration auf wenige Bereiche. So die Gegend zwischen Kapitol und Plaza Vieja: Diese bilden die Kulissen für die Kataloge. Nicht nur für Touristen.

Wir trafen zufällig auf ein Fotoshooting einer kanadischen Modefirma. Ein Fotomodell präsentierte Mode für eine Jahreszeit, die es hier nie gibt: Herbst. Kuba als Kulisse für alles, was man darin sehen möchte, so lange man nicht hinter die Fassaden schaut. In der res-

taurierten Altstadt würde man dabei auf frischen Stahlbeton treffen. Die Bausubstanz der Paläste ist meist bis auf die Fassade nicht mehr zu retten.

Im Rest der Altstadt erlaubt der Blick hinter die Kulissen auch einen Blick hinter die Fassade der staatstragenden Mythen. Denn hier trifft man auf Menschen, die in einem Elend leben, das mit dem kubanischen Selbstverständnis nicht vereinbar ist. Einer von ihnen ist ein alter Veteran namens Eduardo, den aber alle wegen seines Bartes nur „Hemingway“ nennen. Nur zwei Blöcke vom touristischen Teil Havannas entfernt, sitzt er täglich auf den Stufen vor seiner Wohnung. Seine Geschichte ist einzigartig und doch typisch. Hätten wir sie im Film vollständig berichtet, hätten wir und das ZDF Schwierigkeiten bekommen, denn sie greift die Fundamente des nationalen Narrativs an. Ein marrotes Viertel zu zeigen wie beim Rapper David ist das eine. Den Revolutionsmythos zu hinterfragen, etwas ganz anderes.

Eduardo war ein echter kubanischer Held. Sein Leben lang Soldat und überhäuft mit Orden. Als Kind hatte er in der Schweinebucht gekämpft, später in Afrika. In der DDR war er an sowjetischen Raketen ausgebildet worden. Eine seiner Auszeichnungen trug die Unterschrift Fidel Castros – sein ganzer Stolz. Im Film deutete ich an, dass er uns die Erinnerungstücke draußen zeigt, weil seine Wohnung zu eng ist. Das war das maximale, was ich sagen wollte. Er wäre durchaus bereit gewesen, uns auch seine Wohnung zu zeigen. So überschwänglich glücklich wirkte er, mit Fremden seine Lebensgeschichte teilen zu können. Doch mein Kameramann, der in Kuba lebt und unser kubanischer Tontechniker bat mich inständig, dar-

auf zu verzichten. Denn seine Wohnung, in der er mit Frau und Sohn lebte, bestand nur aus einem dreieckigen fensterlosen Raum voller Habseligkeiten, einem Campingkocher als Herd, einer Schüssel als Waschbecken und einer verdreckten Matratze. Eduardo schien seinen Frieden damit gefunden zu haben, dankte gar dem Staat, dass er mitten in Havanna wohnen durfte. Er hatte sich buchstäblich in seiner Nische eingerichtet. Wenn aber das deutsche Fernsehen zeigen würde, was der Staat für einen vielfach ausgezeichneten Helden der Revolution tatsächlich übrig hatte, hätte es einen Skandal gegeben, der auch meinen beiden Kollegen Schwierigkeiten hätte bereiten können. Und so blieb die Kamera draußen.

### IV. Ein Blick über den Tellerrand

Sobald man Havanna verlässt, wird die Situation übersichtlicher. Kuba ist ein Paradies für Naturfreunde. Weites, weitgehend ungenutztes Land. Fruchtbare Brachen und Wildnis. Da Kuba die Ressource Natur kaum nutzt, kann sich das Land immer noch nicht ernähren, ist auf Importe angewiesen. In Havanna klappt das in der Regel gut. Doch weiter draußen gibt es immer wieder Engpässe. Dabei ist die Versorgung für alle nicht nur aus den offensichtlichen Gründen essenziell. Sie ist eines der zentralen Versprechen der Revolution gewesen. Manifestiert in der Libretta, dem Guttscheinheft mit den Grundnahrungsmitteln und Konsumgütern, auf die jeder Kubaner Anspruch hat. Vor ihr und dem Mangel, den sie symbolisiert, sind alle gleich. Denn die staatlichen Gaben reichen nicht zum Leben.

Besonders deutlich wurde das, als die Menschen fast vollständig auf sie ange-



Foto: dpa picture alliance/Martin Moxter

Investitionen in Luxusressorts, Yachthäfen und andere touristische Attraktionen rund um die Stadt Varadero zeigen, dass Teile der Inselökonomie schon sehr stark international ausge-

richtet sind. Bei vielen anderen ökonomischen Fragen ist allerdings weiter dezidierte Abschottung zu beobachten, und auch Versorgungsengpässe gibt es nach wie vor.

wiesen waren, während der Sonderperiode nach 1989. Mit dem Zusammenbruch des Ostblocks fielen die wichtigsten Partner Kubas weg. Kuba verlor 85 Prozent seines Außenhandels. Zeitweilig gab es sogar wieder Hunger auf der Insel. Die Sonderperiode gab den entscheidenden Ausschlag für wirtschaftliche Entwicklungen, die noch heute andauern. Als Gegenmaßnahme setzte die Regierung fortan auf Tourismus und auf eine vorsichtige wirtschaftliche Öffnung. So sind im Tourismusbereich Joint-Ventures mit ausländischen Partnern möglich. Etwa in Varadero, unweit von Havanna, wo internationale Touristikunternehmen einen Küstenstreifen aus Sand und Beton gebaut haben, der sich überall in den Tropen befinden könnte.

In den letzten Jahren wurde die Öffnung noch ausgeweitet. Inzwischen gibt es im begrenzten Maße Landwirtschaft in Eigenregie. Wer Brachland urbar macht, darf einen Teil des Ertrags für eigenen Profit vermarkten. Auch können Kubaner Casas Particulares, eine Art Bed and Breakfast, oder Paladar genannte private Restaurants betreiben. Allerdings bringt dies auch neue Probleme. Im gleichen Maße, wie die Kubaner Geld und Profit entdecken, wächst die Ungleichheit, die sozialen Sprengstoff mit sich bringt. Beschleunigt wird diese Entwicklung durch die zwischenzeitliche Annäherung an die USA. Harte Währung erreicht das einfache Volk. Ursprünglich hatte die Regierung 1994 extra eine eigene, an den Dollar gekoppelte Währung, den CUC, eingeführt, um dieses Einsickern in den geschlossenen sozialistischen Kreislauf des kubanischen Peso zu verhindern. Doch diese Schlacht gilt als verloren. Der CUC soll in naher Zukunft abgeschafft werden.

#### V. Sorgenkind USA

Die USA waren immer wieder Thema auf unseren Reisen. Beide Staaten waren einander stets eng verbunden,

auch in der Feindschaft. Beide Seiten nutzen das Verhältnis bis heute vor allem innenpolitisch.

Das US-Embargo gehört zu den wichtigsten Propagandainstrumenten der kubanischen Regierung. Es ist schlicht die Wurzel allen Übels. Jeder Gesprächspartner erinnert einen daran, wenn er nicht mehr weiter weiß. Dieses Mantra schweißt zusammen. Es dient als Entschuldigung für Versäumnisse und als Rechtfertigung für die repressiven Maßnahmen des Staates. Dabei ist die Realität längst eine andere. Zum einen haben die USA das Embargo zur Zeit der Sonderperiode gelockert, Medikamente und Nahrung weitgehend ausgenommen. Zum anderen hat Raul Castro schon 2010 angedeutet, dass Kuba weitergehende Probleme als das Embargo hat. Tatsächlich sind die USA einer der wichtigsten Handelspartner Kubas.

Auch die USA betrachten Kuba inzwischen primär innenpolitisch. Die Exilkubaner sind ein wichtiger Machtfaktor in Florida und über den US-Kongress auch in Washington vertreten. Florida ist ein wichtiger Swing State, mit vielen Wahlmännerstimmen. Aufgrund des Mehrheitswahlrechts kommt es gerade hier auf jede Stimme an. Florida kann darüber entscheiden, wer Präsident wird und wer nicht. Zuletzt haben wir das im Jahr 2000 erlebt, nämlich bei George W. Bush gegen Al Gore. Da waren es wenige tausend Stimmen. Und auch bei den Zwischenwahlen im November 2018 machten wenige Stimmen den Unterschied. Diesen können allein die Exilkubaner ausmachen. Das erklärt den besonderen Fokus von Republikanern und Demokraten auf Kuba. Inhaltlich wird jede Entscheidung bezüglich Kuba heftig diskutiert. Gerade die Vertreter der Exilkubaner versuchen sich an dem Spagat, Maßnahmen zu ermöglichen, die das Leben der Landsleute erleichtern, ohne dabei Gefahr zu laufen, damit auch das

verhasste Regime zu stabilisieren.

Es war daher nicht ohne Risiko, als Barack Obama nach seinem Amtsantritt einen vorsichtigen Annäherungskurs einleitete und folgerichtig erst in seiner zweiten Amtsperiode, als er nicht mehr zur Wiederwahl antreten konnte, die wirklich großen Schritte vollzog: Die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen 2015 sowie des Post- und Flugverkehrs und 2016 gar der Staatsbesuch bei Raul Castro.

Obama hat damit auch in Kuba etwas bewegt. Es kam zu einer spürbaren Aufbruchstimmung. „Hope“ – das Versprechen, das Obama den Amerikanern gegeben hatte, erreichte Kuba. Es floss Geld. Zum einen, weil Obama die Beschränkungen des Kapitalflusses vonseiten der Exilkubaner aufheben ließ. Zum anderen, weil die neuen Töne auf beiden Seiten die Bereitschaft wachsen ließ, die vorhandenen gesetzlichen Möglichkeiten stärker auszunutzen. Die kapitalistischen Tendenzen verstärkten sich. Die erwähnten Casas Particulares (Bed and Breakfast) vermehrten sich, der Tourismus nahm zu. Es entstand eine Art Immobilienmarkt. Standen zur Zeit unserer Dreharbeiten die Kubaner noch auf dem Prado, einer Prachtstraße in Havanna, und versuchten, ihre geerbten Häuser eins zu eins zu tauschen, standen nun Exilkubaner aus den USA daneben und versuchten, mit harten Dollars Häuser aufzukaufen. Welten prallten aufeinander. Kubaner übten sich im Kapitalismus, ausgerechnet mit Amerikanern, die dies von klein auf gelernt hatten.

Dazu kam das Internet nach Kuba. Zunächst in Form öffentlicher WLAN Hotspots. Eine echte Revolution, aber anders, als erwartet. Nicht die von vielen Regimekritikern erhoffte und von der Regierung befürchtete Welle unzensurierter ausländischer Nachrichten prasselte auf das Land ein, um eine neue Revolution zu beschwören, sondern die sozialen Netzwerke. Die Menschen

wollten kommunizieren, raus aus der Isolation. Rührende Szenen spielten sich ab, unter den Hotspots an der Straßenecke, wo ganze Familien unter Tränen erstmals mit den Verwandten in Miami Videotelefonate führen konnten.

#### VI. Der Maßstab der Realität

Bewirkt hat dies eine echte Veränderung des Stadtbildes, zumindest in Havanna. Die Restauration der Altstadt ist weiter vorangeschritten. Allerdings auch nur dort. Der Rest der Stadt und des Landes verfallen weiter.

Besitz ist nach wie vor Kubanern vorbehalten, doch als Ausländer kann man dies durch Heirat umschiffen. Wie viel Geld so tatsächlich von außen einfließt, ist unbekannt. Es gibt Indizien, dass ein großer Teil der Immobilien über kubanische Stroh-Verwandte längst in amerikanisch-exilkubanischen Händen ist. Auf diesem Sektor geht der Goldrausch weiter.

Der Aufbruch Obamas dagegen war wohl nur ein Strohfeder. Große Gesten, doch der eigentliche Annäherungsprozess scheiterte bislang am komplexen „Klein-Klein“, und nicht zuletzt an Donald Trump. Er hat einige Erleichterungen wieder zurückgenommen, vor allem, was das Reisen angeht. Schnelle, auch eher symbolische Maßnahmen, an jene Klientel daheim gerichtet, die das Regime hasst und vom Prinzip Wandel durch Annäherung nichts hält. Eine kohärente Strategie ist dagegen nicht erkennbar, wie so oft bei Trump. Desinteresse scheint das überwiegende Leitbild der gegenwärtigen Beziehungen zu sein. Auch der neue Staatschef, Miguel Diaz-Canel, der in erster Linie als Apparatschik gilt, hat bisher noch nicht klar erkennen lassen, was er mit Kuba vorhat.

Die Folgen sind gravierend. Die Euphorie in Kuba ist verfliegen. Der Geldfluss geht zurück. Mit dem Zusammenbruch Venezuelas hat Kuba den letzten starken Partner verloren. Das Regime steuert innenpolitisch wieder stärker gegen. Zwar will man die Öffnung nicht aufgeben, aber es gilt nun erst recht, die Kontrolle zu behalten. Gegen Regimekritiker wird hart vorgegangen. Für Journalisten ist es schwerer geworden, von dort zu berichten. Genehmigungen werden kaum noch erteilt. Kollegen berichten, dass immer öfter Aufpasser der Pressebehörde CPI auftauchen und aktiv eingreifen, Interviewpartner einschüchtern, Teams mit Ausweisung bedrohen. Unseren Film könnten wir heute so wahrscheinlich nicht mehr machen.

Insofern sind unsere Eindrücke von der Drehreise im Kern aktuell. Die Kubaner müssen sich weiter irgendwie arrangieren, improvisieren. Die Führung kämpft ums Überleben des alten Apparates, weiß aber, dass dazu Reformen notwendig sind, die diesen gleichzeitig gefährden. Das erklärt die zuletzt wieder stärkeren Repressionen bei gleichzeitigem Aufwand im privaten Sektor. Gleichzeitig dürfte der Goldrausch, der Ansturm auf die Immobilien, eine Eigendynamik entwickeln, die nicht mehr aufzuhalten sein wird. Die Ungleichheiten nehmen zu.

Am Schluss unseres Filmes zog Tommy, ein ehemaliger Ballettstar, der, geschützt durch Ruhm und Alter, so offen sprach, wie kein anderer, das traurige Fazit, dass in Kuba „tropischer Surrealismus“ herrsche. Eine „Insel aus einer anderen Zeit“ eben. Oder besser: Eine Insel, auf der sich mehrere Zeiten in einem Kollisionskurs aufeinander zubewegen. Je nach Tempo und Art des absehbaren Wandels scheint dabei keineswegs sicher, dass alles so gemächlich und friedlich bleibt, wie wir und die meisten Kubaner die Insel gerne sehen würden. □

# Europa – benediktinisch?! Eine Spurensuche

## Tagung 2018 der Sectio theologica der Bayerischen Benediktinerakademie

Wieder einmal machten sich die Katholische Akademie in Bayern und die Sectio theologica der Bayerischen Benediktinerakademie daran, eine Kooperationstagung zu organisieren. Sie fand zum Thema „Europa – bene-

diktinisch?! Eine Spurensuche“ vom 15. bis zum 18. April 2018 im Schottenstift in Wien statt. Lesen Sie im Nachgang ausgewählte Referate aus den vier interessanten Tagen in der österreichischen Hauptstadt.



## Warum ich als Benediktinerin Europäerin bin

Sr. Michaela Puzicha OSB

### I. Das historische Argument

Als Benediktiner/in bin ich eigentlich „geborene“ Europäerin. Das hat seinen historischen Grund: Mit dem Namen Benedikt von Nursia verbindet sich eine unvergleichbare und nachhaltige Wirkungsgeschichte, die seit mehr als 1500 Jahren aktuell ist; die bis heute andauert und weltweit verbreitet ist. Die Entwicklung der Benediktiner ist über viele Jahrhunderte identisch mit der europäischen Kultur- und Zivilisationsgeschichte, mit ihrer Kirchen- und Politikgeschichte. Die Benediktusregel bzw. die Benediktiner gehören zu den *European players*. Ihr Verfasser hat nicht gehaut, dass Pius XII. ihn zum Vater Europas erklären und Paul VI. ihn am 24. Oktober 1964 in Montecassino zum Patron Europas ernennen würde. Bei dieser Proklamation hob Paul VI. besonders die Einigung der Völker, die auf dem gemeinsamen christlichen Glauben gründet, hervor. Das Grundwasser Europas ist benediktinisch imprägniert.

Seine Regel aus der Mitte des 6. Jh. hat die Wurzeln Europas mitgeprägt und seine Klöster haben das christliche Abendland geformt. Sie entsteht und breitet sich aus in einer Übergangszeit aus den spätantiken Räumen und Kulturen hin zu dem, was wir als Frühmittelalter bezeichnen, ehe das karolingische Reich sich festigt. Es ist die Zeit, in der die gentilen Stämme sich längst positioniert und etabliert haben. Benedikt hat eine Wirkungsgeschichte angestoßen, die sich durch die Jahrhunderte liest wie eine unendliche Entwicklung von Kultur und Bildung, von Spiritualität, Fürsorge und Gottesfrieden – teilt aber auch den europäischen Verfall und Untergang, wandelt sich in Reformen, die neue Orden hervorbringen. Europa weit ist seine Geltung, dann weltweit. Seine Regel ist ganz unpolitisch und



Sr. Dr. Michaela Puzicha, Leiterin des Instituts für Benediktinische Studien

wird doch eines der einflussreichsten Dokumente des Abendlandes.

Wenn man sich die Ausbreitung der Benediktusregel anschaut, zeigt sich ihr europäisches Format. Die Mönchsregel aus Mittelitalien vom Montecassino hat sehr früh den Weg nach Norden gefunden: Auch wenn die Sendung des Augustinus nach Angelsachsen durch Gregor d. Gr. nicht mit der RB erfolgte, gelangt sie schon zu Beginn des 7. Jh. zur Alleingültigkeit, wird zur Lebensnorm von Großklöstern, die die kirchlichen und kulturellen Zentren des Landes darstellen. Über ihre Wanderwege wissen wir aber zu wenig.

In Verbindung zunächst mit anderen Regeln, vorab der columbanischen Ge-

setzgebung, „erobert“ sie in Gallien ein Kloster nach dem anderen. Im Jahr 624 wird sie als Regel im Kloster Alta Ripa eingeführt. Schon vor 620 muss sie aber in Luxeuil, der Hochburg des irischen Mönchtums auf dem Festland, bekannt gewesen sein. Donatus, Bischof von Besançon, selbst Mönch von Luxeuil, übernimmt 625 für seine Klostergründung in seiner Nonnenregel den größten Anteil aus der RB. Und 742 wird sie mit der Unterschrift des Bonifatius auf der ersten Austrasischen Synode, dem Concilium Germanicum, für alle Mönchs- und Nonnenklöster als verbindlich eingeführt.

Von England kommt der Benediktiner Winfrid-Bonifatius (672/73–754) mit seinen Gefährten nicht nur zur Missionierung auf den Kontinent, sondern auch zur Neu-Evangelisierung. Die Abteien, die er gründet, leben nach der Benediktusregel. Die Frauen, die mit ihm kommen, wie z. B. Lioba, sind hochgebildet und prägen in ihren Klöstern das geistige, kulturelle und zivilisatorische Gesicht ihrer Zeit mit.

Wenige Jahrzehnte später erlangt sie auf der Synode von Aachen (817) durch Ludwig d. Frommen endgültig für das gesamte Karolingerreich alleinige Verbindlichkeit. Und Karl der Große betreibt seine Erweiterungspolitik immer weiter nach Osten hin, indem er als Stoßtrupps Benediktiner-Klöster gründet. Schon vorher breitet sie sich in Italien aus und erobert dann das ganze europäische Festland: von Portugal bis in das Baltikum, vom Atlantik bis weit in den mittel- und osteuropäischen Raum hinein. Mönchtum in Europa wird für Jahrhunderte identisch mit Benediktinertum.

Der abendländische Raum ist durchzogen von einem Netz der Abteien, die Stätten monastisch-geistlichen Lebens sind, Basis der Evangelisation und Zen-

trren kultureller, ökonomischer und zivilisatorischer Tätigkeit. Es ist das Europa einer noch ungeteilten Christenheit – und damit ist die Benediktusregel als Zeugnis nicht nur vorkonfessionell, sondern überkonfessionell. Benedikt ist auch einer der Väter der getrennten Christen. Damit ist zugleich ein Aspekt europäischer Ökumene eröffnet, wenn heute Gemeinschaften in den Kirchen der Reformation die Benediktusregel mit in ihre Lebensgestaltung einbeziehen, wie das der Fall ist z. B. in Frankreich, Schweden, England und Deutschland.

Von all dem steht nichts in der Benediktusregel. Aber es bewährt sich hier ein Prinzip, das Benedikt konsequent vertritt: die Wahrnehmung für sich wandelnde Gegebenheiten, die Berücksichtigung der sich verändernden Orts- und Zeitverhältnisse und die Flexibilität, darauf zu reagieren. Der konstruktive und kritische Umgang mit der Gegenwart, wie Benedikt ihn vorsieht, stellt eine Herausforderung an das benediktinische Mönchtum gerade heute dar, ist aber zugleich die Zukunftsfrage jeder Gesellschaft. Dabei ergibt sich die Frage nach dem Bleibenden und Unaufgebaren ebenso wie nach der notwendigen Anpassung. Die Benediktusregel hat Qualitäten, die nichts mit kleinformatigen Regulierungen zu tun haben.

II. Die persönliche Erfahrung

Allerdings gibt es noch eine zweite Linie, eine ganz persönliche: In meinem monastischen Leben bin ich viel und vielseitig in Europa herumgekommen. Natürlich nicht irgendwo und zu welchen Zwecken auch immer, sondern stets im Zusammenhang mit der Benediktusregel und als Benediktinerin. Immer war ich in den Abteien, Klöstern oder Gemeinschaften, die nach der



Foto: akq-images

Benedikt von Nursia, hier dargestellt auf einem Fresko in der Kirche S. Zeno in Verona aus dem späten 14. Jahrhundert, steht historisch am Beginn der

Geschichte Europas. So war es folgerichtig, dass ihn Papst Paul VI. am 24. Oktober 1964 zum Patron Europas erklärte.



Sr. Edith Lhotová OSB von den Prager Benediktinerinnen und P. Asztrik Várszegy OSB, Erzabt em. der ungarischen Erzabtei Pannonhalma, hörten den Vorträgen im Schottenkloster zu.

Benediktusregel leben, zu Gast. Dabei spielte die Nationalität keine Rolle: Ob wir mit der Regelkommission in Österreich, in der Schweiz, in Südtirol oder Deutschland waren, wurden wir nicht als Deutsche, Schweizer, Österreicher oder Südtiroler wahrgenommen, sondern als Mitglieder einer großen benediktinisch-europäischen Familie – ähnlich wie im Adel, wo jeder irgendwie mit

*Auch wenn ich zu Studientagen oder Werkwochen oder ähnlichem eingeladen wurde, ging es nie um die Nationalität.*

jedem verwandt ist, und sei es auch noch so weitläufig. Wenigstens jedenfalls vom Montecassino her.

Auch wenn ich zu Studientagen oder Werkwochen, Vorträgen oder ähnlichem eingeladen wurde, ging es nie um die Nationalität. Die Orte verteilen sich über Italien (Rom und Bozen), die Schweiz, Österreich und Tschechien, Schweden, Deutschland und Bayern. Auch die monastische Patenschaft, die unser Kloster für die Mitschwester am Omberg in

Schweden übernommen hat, ist Teil einer solchen europäischen Initiative.

Eine ähnlich intensive europäische Erfahrung ist durch die Kurse des Instituts für Benediktische Studien oder Noviziatskurse in Salzburg gewachsen. Mitschwester und Mitbrüder, Oblaten/innen und interessierte Laien aus vielen europäischen Staaten sind schon in Salzburg gewesen: aus Schweden und Dänemark, aus den Niederlanden und Polen, aus der Schweiz, Österreich und Südtirol, aus Tschechien und Rumänien, und über die Missionsbenediktiner auch Mitbrüder und Mitschwester aus afrikanischen Ländern.

Damit sind wir schon bei den Benediktinern als *global players* angekommen. Es stellt sich immer die Erfahrung einer großen benediktinischen Familie ein, weil dieselbe Spiritualität die Basis ist, und weil das Vokabular, mit dem wir uns verständigen, zumindest nachvollziehbar ist. Das Empfinden der Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit ist ein prägendes Element und ist völlig unabhängig von der betreffenden Nationalität. □



# Europa und pax benedictina

Sr. Michaela Puzicha OSB

Es liegt schon etliche Jahre zurück, dass ein Interview in der Wochenzeitung „Die ZEIT“ vom 30. Januar 2003 mit Valéry Giscard d'Estaing, dem damaligen Präsidenten des Europäischen Verfassungskonvents und ehemaligen französischen Staatspräsidenten für Schlagzeilen sorgte und eine europaweite Diskussion auslöste. Es ging um die Frage, ob ein Bezug auf Gott in eine künftige Europäische Verfassung aufgenommen werden sollte. Ihm persönlich erschien das nicht angebracht. Die Europäer hätten zwar ein spirituell religiöses Erbe, lebten aber in einem rein weltlichen, politischen System, in dem die Religion keine Rolle spiele.

Die Auseinandersetzung mit dieser zentralen Frage gilt dem Selbstverständnis Europas. Damit ist verwiesen auf die geistigen und spirituellen Grundlagen eines europäischen Großraumes mit einer über zweitausendjährigen Christentumsgeschichte. Die vielleicht bedeutendste der geistlichen und zivilisatorischen Grundlagen dieses „christlichen Abendlandes“ entsteht im Übergang von der Spätantike zum frühen Mittelalter: Benedikt von Nursia, Abt auf dem Montecassino, schreibt um die Mitte des 6. Jh. eine schmale Mönchsregel, und er bindet in ihr das Erbe des frühchristlichen Mönchtums ebenso wie die spirituellen, politischen und sozialen Erfahrungen der Frühen Kirche auf der alleinigen Basis der Heiligen Schrift.

Damit kommt der Benediktusregel im Umfeld der europäischen Frage singuläre Bedeutung zu. Diese Regel hat eine unvergleichbare und bis heute nachhaltige Wirkungsgeschichte, die über Jahrhunderte nahezu identisch ist mit der europäischen abendländischen Kultur- und Zivilisationsgeschichte, mit ihrer Kirchen- und Politikgeschichte. Die Ausführungen zu dieser Thematik können dennoch keine gesellschaftlichen und politischen sein, da diese Mönchsregel vom Ausgang der Spätantike nicht eigentlich historisch oder nur als Quelle zu lesen ist. Vielmehr bildet sie bis heute den geistlichen Basistext der benediktinischen Abteien, Klöster und Gemeinschaften und hat damit gesellschaftliche und politische Bedeutung.

Die großen Themen unserer europäischen Gesellschaften und der europäischen Politik finden sich punktgenau in der Benediktusregel, und das – lassen Sie mich *pro domo* sprechen – wohl deswegen, weil sie im abendländischen Grundwasser, im kollektiven Gedächtnis Europas immer präsent gewesen sind. In unserem Zusammenhang liegt der Schwerpunkt auf dem Aspekt des Friedens.

## I. Die Gemeinschaft Benedikts als Ort des Friedens

Die programmatische Bedeutung des Friedens ist eine der zentralen Perspektiven der Benediktusregel und seine Gestaltung bleibt Aufgabe und Herausforderung des gemeinsamen Lebens. Die Wichtigkeit dieser Thematik lässt sich nicht am Gebrauch des Wortes *pax* festmachen. In der Benediktusregel findet sich das Wort auffallend selten. An ganz wenigen Stellen nur verwendet Benedikt es: achtmal *pax*, davon dreimal Friedensgruß bzw. -kuss und einmal im Psalmzitat (RB Prol. 17). Also: nur viermal als relevanter Wortbestand, dreimal



Sr. Dr. Michaela Puzicha, Leiterin des Instituts für Benediktinische Studien

als Eigentext Benedikts (RB 4,73; 34,5; 65,11).

Und doch ist seine Regel ein Zeugnis, das den Frieden als Vision, nicht als Utopie, als Prozess, nicht als Zustand in die Mitte des gemeinsamen Lebens stellt. Er schreibt keine Abhandlung über den Frieden, siedelt ihn vielmehr unspektakulär im Alltag an. Die ganze Regel kann daher gelesen werden als ein Text der Friedenssicherung:

1. Dass Unfriede und seine Varianten erst gar nicht entstehen
2. Dass im Konfliktfall der Friede wieder hergestellt wird

Diese Feststellung wäre aber ein unzureichender Befund, wenn er nicht durch zahlreiche Hinweise ergänzt wird, die vielfältig das breite Spektrum Benedikts zeigen. Vielmehr zeigen die prägnanten und singulären Formulierungen an den entsprechenden Stellen, dass es um einen Lebensstil geht, der ganz von dem Bemühen um Frieden bestimmt ist.

## II. Das Haus

In vielen offiziellen Dokumenten wird davon gesprochen, die europäischen Nationalstaaten unter einem gemeinsamen Dach, in dem einen europäischen Haus zu einen. Dieser Gedanke führt auf eine Metapher zurück, die in der profanen und christlichen Spätantike, d. h. z. Zt. Benedikts, zu den wichtigsten Referenzbegriffen des politischen, kirchlichen, gesellschaftlichen und sozialen Zusammenlebens zählt. Das Haus (*domus*) ist für die Antike und die Spätantike eine wichtige „Kurzformel“ für den Lebensraum des Menschen. Es umfasst die Gesamtheit der menschlichen Beziehungen und Tätigkeiten in diesem Haus, das Verhältnis der Menschen untereinander, es konstituiert Zugehörigkeit, Zusammengehörigkeit und Sinnstiftung. Die Vorstellung vom Haus verbindet sich gleichzeitig mit einem langwierigen Prozess, in dem es ein sich ständig veränderndes Miteinander unterschiedlichster Menschen und Situationen in ein und demselben Haus gibt, weswegen Augustinus von der *domus magna*, dem großen Haus spricht. Für Augustinus ist es

ein „großes Haus“ – groß im Sinn der Komplexität und Vielfalt (vgl. 2 Tim 2,20).

Mit dem Stichwort Haus legt auch die Benediktusregel einen ihrer wesentlichen Begriffe vor: Haus als Gebäude, als reales Sozialgebilde und als Potential von Bedeutung und ebenfalls ein großes Haus, was die Komplexität und Diversität seiner Bewohner betrifft. Die benediktinische Gemeinschaft ist zudem ein Mehrgenerationenhaus: „Die Älteren ehren, die Jüngeren lieben“ (RB 4,70f.). Das Haus ist in der Benediktusregel nicht einfach ein rein funktionaler und architektonischer Begriff (vgl. RB 66,6). Die Mönche Benedikts „hausen“ nicht, sondern wohnen „*intra monasterium*“, im Haus.

Es ist bedeutsam, wenn Benedikt, und nur er, von der Gemeinschaft als vom Haus Gottes (*domus Die*) spricht als ihrem eigentlichen Identitätsbegriff (RB 31,19; 53,18): Damit bestimmt er die monastische Gemeinschaft als ‚Haus‘, das dem Herrn gehört und für das dieser sorgt, und ebenso als das ‚Haus‘, das für Gott da ist. Der eigentliche Hausherr ist Christus. Er nimmt damit einen Terminus auf, der in der biblischen und frühchristlichen Tradition wie auch der monastischen Tradition einen festen Platz hat (vgl. 1 Tim 3,15; 1 Petr 2,5; 4,17; 1 Kor 3,17; Hebr 3,6). Im Hintergrund wird die Formulierung der Apostelgeschichte von der ‚sich hausweise konstituierenden Kirche‘ (*ecclesia domestica*) erkennbar (vgl. Apg 2,46; 5,42; 8,3). Haus bedeutet Bekehrungsgemeinschaft und Glaubensgemeinschaft, Gebets- und Gütergemeinschaft, ein Ort, an dem der Friede herrschen soll, der geprägt ist durch ein ethisches Milieu im Geist der Einmütigkeit und im Zusammenhalt der ‚Hausbewohner‘ (vgl. Apg 4,32) und der Solidarität seiner Bewohner im Geist des Ideals: „ein Herz und eine Seele“ (Apg 4,35).

## III. Realität und Konflikte

Ausdrücklich definiert Benedikt die Gemeinschaft nicht als einen Ort, wo dieses Ideal bereits verwirklicht wäre; wohl aber hält er diese Option immer offen. Es geht um die Gestaltung eines Raumes, der gekennzeichnet ist von der Realität menschlichen Zusammenlebens, nicht um die Utopie einer heilen Welt. Die Wahrnehmung dieser Realität ist die Grundbedingung für Frieden. Damit wird deutlich, dass Friede kein Begriff des Zustandes, sondern des Prozesses ist, eines Prozesses der ständigen Herstellung der Harmonie und des Ausgleichs unter Ungleichen, aber Gleichwertigen. Der Friede muss immer erst erreicht werden, da alle Menschen verschieden sind, und erst indem „die Starken finden, wonach sie verlangen, und die Schwachen nicht davonlaufen“ (RB 64,19), entsteht jener Friede, der jedem den ihm angemessenen Platz im Gefüge des Ganzen zukommen lässt. Das ist die *pax*, die Augustinus bezeichnet als die „Ruhe des Geordnetseins aller Dinge“ (De civ. 19,13).

Die Wahrnehmung der Realität berücksichtigt die Unterschiedlichkeit der einzelnen, vor allem die Komplexität und Vielfalt, die zugleich die selbstverständliche Ungleichheit und Verschiedenheit der Mönche signalisieren, die vielen Lebensstrategien und Reaktionsmuster, die individuellen Interessen und charakterlichen Diversitäten. Sie bezieht sich auf die unterschiedliche Vorstellungskraft und die jeweils anderen Zugänge zur Wirklichkeit, im Umgang des Einzelnen mit Herausforderungen und Anforderungen. Die Mönche sind mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten unterwegs.

Diese Tatsächlichkeit menschlicher Existenz bietet jedoch im gemeinsamen

Leben Konfliktstoff und kann Missverständnisse, Empfindlichkeiten und Auseinandersetzungen programmieren. Aufgrund der verschiedensten Menschen ist die Gemeinschaft immer auch ein Ort der Spannungen und Spaltungen, der Empörung und Verärgerung, der problematischen Situationen. Die Wahrnehmung dieser Realität ist in der Benediktusregel ein wichtiger und notwendiger Schritt auf dem Weg zum Frieden. Benedikt setzt sich vorbehaltlos mit den vielen Formen des Unfriedens in der Gemeinschaft und im Verhalten des einzelnen auseinander und lässt kein Wort des lateinischen Konfliktvokabulars aus (vgl. RB 2,25; 2,28; 4,40; 4,66-8; 64,16; 65,7; 65,18; 65,22).

Es gibt Konkurrenzansprüche und Profilierungssucht, Zwietracht, Streit, Neid und Eifersucht. An vielen Stellen warnt er zudem vor Willkür, Verunsicherung, vor Machtmissbrauch und Übergriffen, Terror und Tyranis, Kompetenzüberschreitung, Herablassung und Missachtung, und scheut sich nicht von *scandala* zu sprechen. Benedikt mahnt daher eindringlich zur Abwehr solcher Haltungen und fordert Sanktionen um des Friedens, aber nicht um „des lieben Friedens“ willen. Es geht ihm nie darum, Konflikte zu verdrängen, sondern zu benennen und zu Konfliktlösungen zu finden. Das Bestreben ist allerdings auch, Konflikte erst gar nicht aufkommen zu lassen, sie rechtzeitig zu erkennen und so weit wie möglich von vornherein zu begrenzen. Sind sie eskaliert, entwickeln sie eine Eigendynamik, der nur mühsam beizukommen ist.

Solche Begrenzung geschieht bei ihm immer durch die verbale Intervention, das von ihm absolut favorisierte Instrumentarium. Mit der Einbeziehung aller Brüder in die Konfliktsituation schafft er Transparenz und ermöglicht durch die Kommunikation die Möglichkeit zum Umgang mit Spannungen, Meinungsverschiedenheiten und Belastungen.

## IV. Friede

In einem vorbereitenden Papier des damaligen europäischen Verfassungskonvents heißt es: Europa als Friedensprojekt ist eine der wichtigsten Zielvorgaben des Zusammenschlusses. Das friedliche Zusammenleben der Völker bleibt die große Herausforderung unserer Zeit. Mit dem Mitteleuropäischen Katholikentag 2003/2004, der ein Jahr lang an verschiedenen Orten stattfand, wollte die Kirche den Impuls geben: zur Versöhnung der durch die blutige Geschichte des 20. Jahrhunderts auseinandergerissenen Völker.

Umso wichtiger wird das Schlüsselwort, das über benediktinischen Klosterforten steht und immer noch den Briefkopf vieler Mönche und Nonnen zielt: *Pax* – Friede. Die *pax benedictina* ist eine politische Angelegenheit, allerdings nicht im partei- oder staatspolitischen Sinn: Dieser Friede ist gelebte praxisnahe Friedensarbeit. Mit seiner Regel hat er hingegen keine Abhandlung über den Frieden geschrieben, sondern ihn vielmehr mitten im Alltag platziert, die kleinen Schritte im alltäglichen Leben, die helfen, Unheil, Unrecht und Böses zu überwinden. *Suche den Frieden und jage ihm nach!*, zitiert er schon im Prolog seiner Regel den Psalmisten (Ps 34,15). Die Wahrung des Friedens ist nicht nur die Abwesenheit von Streit und Krieg, sondern ein Lebensstil, eine innere Haltung, die benediktinisches Leben formt und eine menschlich reife Kultur des gemeinsamen Lebens ermöglicht. Benedikt spricht davon aus Erfahrung und ermutigt seine Mönche: Mit dem Kontrahenten, mit dem also, mit dem man gestritten hat, noch vor Sonnenuntergang in den Frieden zurück-



Foto: akq-images

Die Regel des Benedikt – Turino di Vanni stellt sich die Übergabe durch den Ordensgründer in diesem Kunstwerk, das in Florenz in der Galleria dell' Accademia hängt, auf diese Weise

vor – gibt Instruktionen für das Zusammenleben von Mönchsgemeinschaften. Das Befolgen einiger der Regeln wäre aber auch für das Zusammenleben von Gesellschaften und Staaten hilfreich.

kehren (RB 4,73). Das muss nicht als Zeitmaß verstanden werden, aber doch als Abschbarkeit des Friedensschlusses.

#### V. Basis des Friedens: Gleichwertigkeit der Brüder

Benedikt geht davon aus, dass seine Mönche verschieden und unterschiedlich sind, dass sie jung sind, im besten Alter stehen und alt geworden sind (vgl. RB 2,31f.; 3,3; 37,1-4). Für das Zusammenleben gilt die Grundoption Benedikts der *aequalitas*, der grundsätzlichen Gleichheit aufgrund der Taufe und der monastischen Berufung (vgl. RB 2,16.22). Der Gedanke führt einen Paradigmenwechsel herbei, der ein Ansehen der Person unter den Brüdern nach Alter, Herkunft – *aetas aut dignitas* (vgl. RB 63,8) – oder sonstigen römischen Kriterien, wie etwa wegen des Reichtums, der Bildung, des Einflusses der Familie, der Dominanz oder der Bedeutung für das Kloster absolut ausschließt. Grundlage ist die Heilige Schrift mit ihrem Hinweis auf die Haltung Gottes (vgl. Röm 2,11; 1 Kor 11,22; Gal 3,28; Eph 6,9; Kol 3,11.25; Jak 2,1-4; 1 Petr 1,17) und die Einheit und Gleichheit aller in Christus, die durch Taufe gegeben ist. Dieses Wissen um die Gleichheit ist in der Benediktusregel immer präsent, niemals jedoch als Gleichmacherei, sondern als Ethos der Gleichberechtigung und insbesondere als Gleichwertigkeit aller Brüder. Das schließt ein, dass die Einstellung der Brüder untereinander frei ist von sozialen Einschätzungen bzw. Verwerfungen, von Bevorzugung ebenso wie von Missachtung. Jeder hat die ihm zukommende Bedeutung, und es herrschen weder Unter- oder Überordnung

noch die Gegensätze von jung oder alt, gesund oder krank, robust oder empfindlich.

Dazu kommt eine vorurteilsfreie Offenheit für alle Menschen, die zum Kloster kommen oder sich der Gemeinschaft anschließen wollen, die die Benediktusregel abhebt von zahlreichen Texten der monastischen Überlieferung. Die Wortwahl Benedikts macht deutlich, dass er sich an jeden richtet, „... wer auch immer du bist – *quisquis*“ (RB Prol. 3). Am Schluss seiner Regel wiederholt er nahezu mit denselben Worten, dass, „wer auch immer du bist“, zum himmlischen Vaterland gelangen wird (vgl. RB 73,8).

#### VI. Gerechtigkeit

Dieser alltägliche Friede hat für Benedikt als Voraussetzung die Gerechtigkeit: *pax et iustitia*. Eine grundsätzliche Voraussetzung, die Benedikt mit der praxisnahen Frage anspricht, formuliert er: „Ob alle das Notwendige in gleichem Maß erhalten sollen – *Si omnes aequaliter debeant necessaria accipere*“ (RB 34 T). Sie meint nicht: Für alle dasselbe, sondern seine Regel orientiert sich an dem, was jeder braucht, „wie es ein jeder nötig hat“ (RB 34,1; 55,20). Das kann nach Qualität, Maß und Inhalt sehr unterschiedlich sein. Erziehung zum Frieden heißt daher für ihn: Alle müssen verantwortlich mit dem umgehen, was sie brauchen, müssen wissen und abschätzen, was sie nicht brauchen und es doch den anderen zugestehen.

Benedikt geht davon aus, dass jemand weniger braucht, ihm deswegen aber nicht automatisch weniger zuge-

teilt wird. Der einzelne muss entscheiden, was für ihn notwendig ist, und er übt damit Selbstbescheidung und den bewussten Verzicht auf nicht Notwendiges, selbst wenn es zu bekommen ist. Braucht er mehr, überzieht er die Forderung nicht und bemisst für sich die notwendige Zuteilung. Damit ergibt sich eine quantitative und qualitative Unterschiedlichkeit und Ungleichheit, die im Dienst des Friedens steht. Ein hohes Maß an Reife der ganzen Gemeinschaft und der Wille zum Frieden sind dabei gefordert, da es schnell zum Vergleichen und damit zu Neid und Eifersucht kommen kann.

*Alle müssen verantwortlich mit dem umgehen, was sie brauchen, müssen wissen und abschätzen, was sie nicht brauchen und es doch den anderen zugestehen.*

Das eigentliche Anliegen ist die Erhaltung des Friedens in der Gemeinschaft, sowohl durch die Regelung selber wie auch durch die Frage des Umgangs mit ihr. Er darf nicht gefährdet werden durch zu rigorose oder zu nachlässige Handhabung, aber auch nicht durch Neid oder Ansprüche. „So werden alle miteinander in Frieden bleiben (RB 34,5). So werden alle Glieder der Gemeinschaft im Frieden sein“ (RB 34,5). Hier zeigt sich die Option für den Frieden nicht als große Geste, sondern in den Kleinigkeiten und Banalitäten

des Alltags, also da, wo sich Krieg und Frieden abspielen.

#### VII. Gegenseitigkeit

Gegenseitigkeit ist ein Schlüsselwort für das Gelingen des gemeinsamen Lebens: *se/sibi invicem*. Es meint die Übernahme von Verantwortung füreinander und für das Ganze, eine Verantwortung, die jeder als seine je eigene zu übernehmen hat und die gemeinschaftsstiftend ist.

Benedikt vermeidet es, einzelnen Mönchen oder bestimmten Gruppen im Kloster einseitig etwas aufzuerlegen. So wahrt er die Zuträglichkeit, die Zumutbarkeit und Gerechtigkeit. Das ‚Tragen der Lasten‘ darf nicht exklusiv zugemutet werden, sondern ist eine Erwartung an alle, die ihren Impuls aus der Heiligen Schrift nimmt (vgl. Gal 6,2), wo die Wechselseitigkeit für die Gemeinde konstitutiv ist.

Benedikt sieht die Gegen- und Wechselseitigkeit alltagsbezogen und richtet sie z. B. auf den Küchen- und Tischdienst. „Die Brüder sollen sich gegenseitig (und wechselseitig) bedienen“ (RB 35,1). Die Wiederholung in V. 6: „Die übrigen Brüder sollen sich gegenseitig, wechselseitig in Liebe bedienen“ sichert und verstärkt die Wichtigkeit dieser Wechselseitigkeit. Die Belastung einzelner wird vermieden durch die selbstverständliche Bereitschaft aller, im Wechsel zur Verfügung zu stehen – mit den notwendigen Ausnahmen und Einschränkungen.

So wächst in einer Gemeinschaft die Atmosphäre der Einsatzbereitschaft und emotionalen Entlastung. Damit ist zugleich eine Zustimmung und Zuverläss-



Foto: akg-images

Die benediktinischen Gemeinschaften wirkten und wirken weit über ihre Klöster hinaus. Schon sehr früh – hier ein Kunstwerk aus dem frühen 16. Jahrhundert von Ambrogio Bergognone, das

in Mailand zu sehen ist und den Ordensgründer zeigt – wie auch heute immer noch sind sie karitativ tätig. Damit tragen sie zum Frieden in der Gesellschaft bei.

sigkeit angesprochen, wenn zumindest grundsätzlich gesichert ist, dass der andere in vergleichbaren Situationen so handelt, wie man es selbst tut. Diese Haltung appelliert an einen hohen ethischen Standard der Einzelnen wie auch des gesamten Systems.

#### VIII. Ehrfurcht und Würde

Mit der europäischen Wertediskussion verbindet sich stets die hohe Einschätzung der Menschenrechte und der Menschenwürde. Auch hier sind wir zurückverwiesen auf den ethischen und religiösen Wurzelgrund der Benediktusregel. Die Basis des Friedens ist nicht der Wunsch nach reibungslosen Abläufen

und effizientem Funktionieren, sondern die Ehrfurcht und Würde, die dem Einzelnen zukommt. In der Benediktusregel nimmt das Wortfeld *honor/honorare* eine wichtige Stellung ein. Als einer ihrer Leitsätze muss zweifellos das Wort gelten: *Alle Menschen ehren* (RB 4, 8) – ein Vers, den Benedikt gegenüber seiner Vorlage ändert: Der ursprüngliche Text lautet: „Vater und Mutter ehren“ (RM 3,8). *Alle Menschen*, d.h. nicht die Menschheit, sondern jeden einzelnen Menschen zu ehren – das ist eine der Grundbedingungen des gemeinsamen Lebens. Das gilt für die Fremden, für die Kranken, für den Umgang der Generationen miteinander und der Brüder untereinander (RB 4,70-71; 53,2; 63,10.13.14.17; 72,4).

Am Ende fasst Benedikt abschließend mit Röm 12,10 zusammen: „Sie sollen einander in gegenseitiger Achtung – *honor* zuvorkommen“ (RB 72,4). Dabei gilt nicht sein Ansehen in der Welt, sein Rang, seine soziale Stellung oder sein Reichtum. Diese Ehrfurcht ist unabhängig von natürlichen, gesellschaftlichen und politischen Privilegien, lässt sich durch sie nicht beeindrucken, sondern erwächst allein aus der Sicht des Glaubens: „... welches Alter oder welche Stellung jemand auch haben mag...“ (RB 63,8); oder in Bezug auf die Freien und Sklaven: „Er ziehe nicht den Freigeborenen einem vor, der als Sklave ins Kloster eintritt, wenn es dafür keinen vernünftigen Grund gibt“ (RB 2,18). So

schreibt Benedikt für den Abt, ohne aber einen Sklavenbonus einzuführen.

#### IX. Verantwortung für den Frieden

Mit einer einzigartigen Formulierung, die programmatisch verstanden werden kann, stellt Benedikt die Sorge um den Frieden in das Zentrum der Gemeinschaft: alle Regelungen sollen unter der Option „zur Wahrung des Friedens und der Liebe – *propter pacis caritatisque custodiam*“ – getroffen werden (RB 65,11). *Custodia* als Wahrung, Bewahrung, Schutz und Sicherung heißt nichts anderes, als über den Frieden zu wachen und ihn zu gestalten und rückt in das Zentrum des Selbstverständnisses



Dr. Peter Schipka, der Generalsekretär der österreichischen Bischofskonferenz, sprach in der Runde der Teilnehmer.

einer benediktinischen Gemeinschaft. Im Zusammenhang dieser Wendung geht es um die Frage, wer die Hausmacht hat. Das Gegeneinander von Abt und Prior spaltet durch schmeichlerische Parteinahme die ganze Gemeinschaft. Aufgerufen wird nicht zur Ruhe und Ordnung, sondern zum Frieden auf der Basis der Heiligen Schrift, wie es z. B. Gal 5,22 als Verwirklichung der Taufverpflichtung formuliert: „Die Frucht des Geistes aber ist Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut und Selbstbeherrschung.“

Leben in Gemeinschaft bedeutet daher, grundlegend dem Anforderungsprofil zuzustimmen, zu dem der Prolog der Benediktusregel mit einem Psalmvers aufruft: „Suche den Frieden und jage ihm nach“ (RB Prol. 17; Ps 34,15) und persönlich Verantwortung dafür zu übernehmen. Friede ist kein Besitz; er muss immer wieder neu ausbalanciert werden. Dieses Bemühen setzt beim einzelnen an. Es kann nicht delegiert werden, sondern nimmt jeden in der Gemeinschaft in die Verantwortung. Die Konsequenz ist ein Leben, das sich in dieser Friedenssuche bewährt, wie

*Friede ist kein Besitz; er muss immer wieder neu ausbalanciert werden.*

Benedikt es in der klaren Sprache des Psalms weiter beschreibt: „Bewahre deine Zunge vor Bösem und deine Lippen vor falscher Rede! Wende dich ab vom Bösen und tu das Gute“ (RB Prol. 17; Ps 34,14). Aktueller kann kaum ausgesagt werden, was unserer Welt und Gesellschaft nützt.

Ist dieser Friede gestört, liegt es in der Verantwortung des Einzelnen, ihn wieder herzustellen und sich diesem Prozess zu stellen. Benedikt gebraucht eine starke und singuläre Formulierung, die den Weg zurück in den Frieden, das Wachsen an Einsicht und Versöhnung sowie die Unverzüglichkeit der Bereitschaft zum Frieden ausdrückt. „Bei einem Streit mit jemandem noch vor Sonnenuntergang in den Frieden zurückkehren – *cum discordante ante solis occasum in pacem redire*“ (RB 4,73). In Anlehnung an Eph 4,26: „Die Sonne soll über eurem Zorn nicht untergehen“, will Benedikt keinen konkreten Zeitpunkt angeben oder eine bestimmte Tageszeit benennen, sondern den Weg der Rückkehr in den Frieden erkennbar und offen halten. Auch wenn er damit keine Uhrzeit bestimmt, meint er doch einen absehbaren und überschaubaren

Zeitraum, in dem Aussprache und Verständigung realisiert wird.

Ausdrücklich formuliert Benedikt nicht: „Nach einem Streit“, sondern personalisiert die Situation: „*cum discordante*“ – mit dem Zerstrittenen, mit dem, mit dem man uneins ist, in den Frieden zurückkehren. Die persönliche Auseinandersetzung ist wichtig, das gegenseitige Zugehen aufeinander. Beide Kontrahenten stehen unter der Weisung, sich diesem Prozess zeitnah zu stellen. Benedikt ermutigt jeden der beiden zum Entgegenkommen, zum ersten Schritt und zur Klärung, um ein Zeichen der Friedensbereitschaft zu geben. Dieser erste Schritt gibt die Chance, dass der Friede wiederhergestellt wird. Es ist gut möglich, dass als Subtext die Weisung der Bergpredigt zu lesen ist: „Selig, die Frieden machen“ (Mt 5,9).

Die Warnung vor falschem Frieden (RB 4,25) macht klar, dass es nicht um Beschwichtigung und Frieden um des lieben Friedens willen geht. Heuchelei, vielleicht fehlender Mut zur Auseinandersetzung, mangelnde Konfliktfähigkeit, Harmoniebedürfnis, vorschnelle Versöhnung und Unaufrichtigkeit auch im Alltag der klösterlichen Gemeinschaft, können sich nicht auf biblische Wurzeln berufen; vielmehr warnt bereits Cyprian im Umgang mit den *lapsi* davor, Abgefällene ohne Klärung der Situation wieder aufzunehmen: „Durch die Vorspiegelung eines falschen Friedens wird der wahre Friede vereitelt“. Dies gilt für jedes Geschehen der Versöhnung, das ohne die Wahrheit nur zum nächsten Konflikt führen wird.

#### X. Regulative des Friedens

Die Benediktusregel schreibt keine Abhandlung über den Frieden, siedelt ihn vielmehr unspektakulär im Alltag an. So kennt sie eine Fülle von Regulativen, die den Frieden ermöglichen und sichern sollen. Nur einige wenige seien hier angeführt.

**Ordo:** Aus der Option des gemeinsamen Lebens ergibt sich ein strukturierter Milieu. Das Miteinander der Mönche ist geregelt durch den *ordo* der Rangfolge. Die Struktur der Gemeinschaft zeigt, wie jeder seinen ganz eigenen, ihm zukommenden Platz hat, der Zugehörigkeit signalisiert. Es gibt nach dem Eintrittsalter erste und letzte Plätze (RB 63,8). Die Regelung durch das objektive Kriterium in der Reihenfolge des Eintritts ermöglicht die Wahrnehmung eines jeden einzelnen, seine Einmaligkeit und Wertigkeit, da jeder seinen Platz nicht nach Begünstigung und persönlicher Sympathie, nicht nach Herkunft und dem Ansehen der Person oder nach Fähigkeiten erhält. Die Selbstverständ-

lichkeit des jeweils zukommenden Platzes im Gefüge der Gemeinschaft verhindert Konkurrenzdenken und Rivalität. Es entlastet von Zwang nach Profilierung und Anerkennung. Damit ist ein Streit oder der Kampf um den „Platz“, letztlich um Ansehen, Bedeutung und Einfluss abgewehrt. Entscheidend ist allein die Stunde der Berufung. Jeder Anspruch auf einen bestimmten Rang aufgrund des Alters – oder des Würdigkeitsprivilegs – *aetatis aut dignitatis* (RB 63,9) wird damit hinfällig, ebenso ein Vorrang wegen der klerikalen Würde. Dies ist grundsätzlich überwunden durch die Einheit und Gleichheit aller in Christus, die in der Taufe grundgelegt ist (vgl. Gal 2,6).

**Sanktionen und Strafen:** Zu den Regulativen des Friedens gehört in der Benediktusregel eine Gruppe von Kapiteln, die als ‚Strafkapitel‘ bezeichnet werden (RB 23-30; 43-46). Die Reaktion auf die bereits genannten Grenzüberschreitungen, Verfehlungen und negativen Verhaltensweisen sind neben zahlreichen Einzelbemerkungen in zahlreichen anderen Kapiteln hier zusammengefasst. Diese Kapitel stellen einen differenzierten und abgestuften Umgang mit Fehlverhalten dar und haben eine wichtige Funktion bei der Wahrung und Wiederherstellung des Friedens (vgl. Mt 18,15ff).

Da Verfehlungen und Schuld nicht zu leugnen sind, braucht es einen geordneten Umgang mit diesen Erfahrungen. Liegt kein Instrumentarium vor, um solche Vorkommnisse zu ordnen, wirkt sich dies negativ auf das gemeinsame Leben aus. Eine solche Ordnung verhindert die individuelle oder kollektive Bestrafung durch beliebige Maß-

schwelende Missverständnisse, Provokationen und Konflikte zum Dauerzustand werden, die er mit einer klaren Trennung beantwortet.

#### Das Vaterunser als Friedensgebet:

Die liturgische Hervorhebung des Vaterunsers durch Benedikt (RB 13,12-13) bezieht sich vor allem auf die Weisung zu Vergebung und Versöhnung, da die Dornen der Ärgernisse – *propter scandalorum spinas*, wie er es in einem Bildwort ausdrückt –, immer wieder neu verletzen. In der Gemeinschaft muss diese Bitte daher täglich verkündet, gehört und erfüllt werden. Daher soll der Abt „das Gebet des Herrn so“ sprechen, „dass alle es hören können. ... Wenn die Brüder beten und versprechen: ‚Vergib uns, wie auch wir vergeben‘, sind sie durch dieses Wort gebunden und reinigen sich von solchen Fehlern“ (RB 13,13; Mt 6,12).

Der Abt trägt diese Bitte und Weisung jeden Tag am Morgen und am Abend, also an den Eckpunkten des Tages vor. Als Heilmittel für die Verletzungen und Ärgernisse im Alltag soll das vom Abt gesprochene Gebet des Herrn bei den Brüdern wirksam werden. Ausdrücklich sagt Benedikt: „*omnibus audientibus* – während alle hören“ (RB 13,12). Der Obere trägt zwar das Gebet laut vor, doch die Brüder sprechen es selber im Herzen (*dicunt*), besonders die Bitte: „Vergib uns, wie auch wir vergeben“. Hören und im Herzen (mit)sprechen ist hier zugleich Selbstverpflichtung: „dann sind sie durch dieses Wort gebunden und reinigen sich von solchen Fehlern“ (RB 13,13). Das Beten des Vaterunsers wird bei Benedikt zur Selbstverpflichtung des Mönchs und zu einer ganz persönlichen Angelegenheit. Ausdrücklich schreibt er: „*omnibus audientibus* – dass alle es hören“. In diesem Hören verpflichten sich die Brüder – hier mit dem ungewöhnlichen Wort *conventi* bezeichnet – jeden Tag zweimal zu Vergebung und Versöhnung (vgl. RB 4,73; 71,6-8). Mit *sponsio* gebraucht Benedikt ein hochkarätiges Wort, das in der Bedeutung „feierlich und öffentlich geloben“ den hohen Verpflichtungscharakter unterstreicht. Immer wieder soll sich der Mönch vergegenwärtigen, dass er die Selbstverpflichtung in Freiheit und Freiwilligkeit übernommen hat.

Die Bitte des Vaterunsers bewirkt, dass das Wort der Schrift im Herzen der Brüder und im Leben der Gemeinschaft Wirklichkeit wird. Durch das Hören und sich Einlassen auf das Herrengebet wird immer wieder ein Prozess angestoßen, der langfristig Veränderung und Heilung bewirkt und dauerhaft Frieden stiftet. □

*Die Struktur der Gemeinschaft zeigt, wie jeder seinen ganz eigenen, ihm zukommenden Platz hat, der Zugehörigkeit signalisiert.*

nahmen einzelner oder der ganzen Gemeinschaft. Sie sind auch Schutz des schuldigen Bruders vor übertrieben harter Strafe, vor Willkür und Machtmissbrauch.

Die Strafkapitel bieten einen Klärungsprozess: sie intendieren eine differenzierte und ebenso problem- wie lösungsorientierte Bearbeitung von Konflikten. Dabei sieht Benedikt, dass es möglicherweise nicht zu einer Lösung kommt, vielmehr, dass Misslingen des Vertrauens, negative Langzeitfolgen,

# Europa – quo vadis? Wirtschaft und Politik aus sozialemethischer Sicht

Ingeborg Gabriel

## I. Hinführung

Das Thema, das mir die Katholische Akademie gestellt hat, ist sehr umfassend und ich hoffe sehr, dass Sie keine vollständige Antwort erwarten. Dennoch: gerade angesichts der rasanten Umbrüche, die uns teils orientierungslos zurücklassen, erscheint es sinnvoll, den Versuch zu unternehmen, unterschiedliche politische und wirtschaftliche Entwicklungen zusammen zu denken und einer sozialemethischen Bewertung zu unterziehen. Diese schließt für Christinnen und Christen immer auch eine theologische Perspektive ein. Methodisch folge ich damit den Spuren von *Gaudium et spes*, das die humanwissenschaftliche Ebene mit der ethischen und theologischen Dimension mit dem Ziel verschränkt, die Zeichen der Zeit in einer bestimmten Epoche zu deuten, das heißt sie auf ihre humanen Potentiale hin abzuklopfen, was immer schon eine theologische Dimension einschließt, da Gott – um es ganz simpel zu sagen – das Gute für die Welt und Menschen in jeder Zeit und an jedem Ort will. Ein Mehr an Humanität entspricht damit allemal dem göttlichen Willen.

„Denk ich an Deutschland in der Nacht, so bin ich um den Schlaf gebracht.“ – reimte Heinrich Heine Mitte des 19. Jhs. Dieser Reim lässt sich heute zweifellos auf Europa übertragen. Vielfältige, sich verdichtende Krisensymptome stellen die Europäische Union, aber darüber hinaus auch die Menschen des Kontinents vor eine Vielzahl neuer Herausforderungen. Diese sind in unterschiedlichen Regionen verschieden und unterschiedlich intensiv ausgeprägt. Das Auseinanderdriften der nördlichen und südlichen Staaten nach der Finanzkrise von 2008, die immer offenkundiger werdenden politischen Risse zwischen dem westlichen und östlichen Teil der EU, also den alten und den 2004 (respektive 2007) der EU beigetretenen Mitgliedsländern, sowie die zunehmende Attraktivität nationalistischer Parteien mit europafeindlicher Ausrichtung, die eine Schwächung, ja Zerschlagung der EU anstreben, wie auch sich rasch wandelnde geopolitischen Konstellationen können einem tatsächlich den Schlaf rauben. Dies gilt nicht nur für politische Verantwortungsträger, sondern für alle Bürgerinnen und Bürger, die ja in Demokratien Mitverantwortung tragen. Besonders auch die Christinnen und Christen unter ihnen stellt dies vor die Frage nach ihrer Aufgabe. Denn: die politischen, wirtschaftlichen wie kulturellen Folgen einer Desintegration der EU wären zweifellos katastrophal.

Das durchgängig düstere Bild soll jedoch durch einen Blick an die Peripherien Europas ergänzt werden. Denn dort befinden sich jene Staaten, die sich weiterhin mit allen Mitteln um den Beitritt zur EU bemühen – in der Hoffnung, dadurch ihre Konflikte entschärfen, den Frieden sichern und am Wohlstand teilhaben zu können. Jeder und jede, die einmal in Albanien, in Mazedonien oder gar Moldawien, in Serbien oder der Ukraine war, kann davon berichten. Auch auf den großen Demonstrationen gegen Korruption in Rumänien und Bulgarien sah man überwiegend EU-Flaggen. Ihre Teilnehmer hofften auf die Durchsetzung europäischer Standards. Dies alles zeigt,



Prof. Dr. Ingeborg Gabriel, Professorin für Sozialemethik an der Universität Wien

dass die ursprünglichen Motive und Ideale der EU überall dort relevant sind, wo sie noch nicht verwirklicht oder gefährdet sind. Die Prozesse europäischer Integration sind jedoch nicht, wie wir lange geglaubt haben, unumkehrbar. Es wird uns heute wieder bewusst, dass Friede und Wohlstand keine Selbstverständlichkeiten sind, sondern in der Geschichte eher die Ausnahme. Daran gilt es sich heute zu erinnern, um das Erreichte wertzuschätzen und die Probleme mit Entschiedenheit anzugehen.

Wieso – so fragt man sich – treffen diese Krisen die Idee eines vereinten Europas so hart, wo doch – trotz aller Defizite – die letzten 60–70 Jahre zweifellos eine Erfolgsgeschichte waren? Jeder Blick zurück in das 19. Jhd. und die erste Hälfte des 20. Jhd. belehrt darüber, dass Europa nie reicher und friedlicher war als heute.

Ich möchte den folgenden Überlegungen die These zugrunde legen, dass es sich heute primär um geistige und ethische Orientierungskrisen mit einer wirtschaftlichen, politischen sowie kulturellen Dimension handelt und erst in zweiter Linie um institutionelle Probleme; ich möchte also die Blickrichtung umdrehen. Ich möchte die Frage „*Europa quo vadis?*“ dafür entlang klassischer Prinzipien der katholischen Sozialemethik – Solidarität, Gemeinwohl und Versöhnung – thematisieren. Max Weber hat geschrieben, dass die Geschichte von Interessen und Ideen bestimmt ist. Ich gehe also davon aus, dass wir es vor allem mit einem Defizit an wirksamen und praktizierten humanen und geistigen Ideen zu tun haben.

Ein zweiter, die folgenden Überlegungen leitender, stärker struktureller Gedanke stammt von dem liberalen Soziologen Ralf Dahrendorf. Er hat das Verhältnis von liberaler Wirtschaftsordnung und liberaler politischer Ordnung treffend als Quadratur des Kreises charakterisiert. Während die national verankerte demokratische Politik auf dem Grundsatz der Gleichheit basiere (*one man one vote*), sei die liberale Wirtschaftsordnung tendenziell anti-egalitär. Die Globalisierung hat diese im System

grundgelegte Spannung radikal verschärft.

## II. Wirtschaft in Europa: Krise der Solidarität und des Gemeinwohlgedankens

Die soziale, später öko-soziale Marktwirtschaft war ein Kind der Zeit nach dem 2. Weltkrieg. Sie ermöglichte in allen Ländern Europas ein in der Geschichte einmaliges Maß an sozialem Ausgleich, nicht zuletzt durch die Bereitstellung einer Vielzahl öffentlicher Güter und trug so zur gerechteren Verteilung der erwirtschafteten Vermögen bei gleichzeitiger starker Erhöhung der Produktivität bei. Dieser rheinische Kapitalismus verlor angesichts der Globalisierung jedenfalls teilweise seine institutionelle Grundlage. „Die Stürme der Globalisierung haben“, wie der deutsche Politikwissenschaftler Hauke Brunkhorst formuliert, „die wichtigsten Funktionssysteme und Wertsphären der Gesellschaft aus ihren nationalstaatlichen Verankerungen gerissen“.

Die der Globalisierung zugrunde liegenden technischen Erfindungen revolutionierten in nur 30 Jahren alle Lebensbereiche. Die wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Rahmenbedingungen änderten sich somit seit den 1980er Jahren radikal. Dies gilt vor allem für die Wirtschaft. Durch die Möglichkeit globaler Kommunikation in Echtzeit wurde ein globaler Markt geschaffen und die Entstehung globaler Wertschöpfungsketten ermöglicht. Ein Ende der Entwicklung sowie ihre langfristigen Folgen für Europa sind noch nicht absehbar. Eindeutig ist jedoch, dass neben Produktivitätsgewinnen massive Ungleichgewichte entstanden sind.

Diese Globalisierung wurde zudem von einer ideellen Komponente begleitet, die der deutsche Soziologe Ulrich Beck als Globalismus bezeichnete. Diese Unterscheidung ist insofern wichtig, als der Globalismus – anders als die Globalisierung – durch politische Entscheidungen grundsätzlich beeinflussbar ist, sich der dominierenden neoliberalen Ideologie also in konkreten Fragen anschließen kann oder nicht. Deren Grundgedanke ist, dass der von allen Restriktionen befreite entfesselte globale Markt die ultimative Verwirklichung wirtschaftlicher Freiheit darstellt und immer und überall zu mehr Wohlstand führt. Staatliche Eingriffe jeglicher Art sind von daher kontraproduktiv und wirken sich notwendig wirtschaftlich nachteilig aus.

Die dahinter stehende Vorstellung eines ökonomischen Gleichgewichtsdenkens geht von der mechanistischen Vorstellung aus, dass sich Markt-Gleichgewichte jedenfalls langfristig immer von selbst einstellen. Bereits John Maynard Keynes, der große britische Ökonom, hat dies mit britisch-pragmatischem Humor quittiert: „but in the long run we are all dead.“ Seine ökonomische Theorie nimmt, basierend auf den Erfahrungen der Weltwirtschaftskrise, den Staat als Stimulator der Wirtschaft in die Pflicht. Die Theorie des reinen Marktes wird heute vor allem von der neuen Rechten in den USA und (wenn auch hier weniger radikal) in Europa propagiert und findet durchaus auch im katholischen Raum ihre Fürsprecher.

Doch der „Markt hat nicht immer recht“, wie der Ökonom Wilfried Stadler seine knappe lesenswerte Studie über die Finanzmärkte nennt. Die Dramatik der Finanzkrisen, die sich nach der Deregulierung der globalen Finanzmärkte 1991 multiplizierten, vor allem jene von 2008, haben bis heute spürbare Folgen. Die „Bankenrettungen“ ließen die Staatsschulden in vielen europäischen Ländern stark ansteigen. Noch schwerer wiegt, dass das Menetekel ei-

ner weiteren Finanzsystemkrise nach Ansicht praktisch aller Experten bisher in keiner Weise gebannt werden konnte.

Globalisierung und Globalismus führten zudem zu Reichtumskonzentrationen, die mit jenen vor dem Ersten Weltkrieg vergleichbar sind. Für wirtschaftliche Großakteure und Unternehmen wie Banken erweist sich der Wegfall nationaler Verankerungen insofern als vorteilhaft, als sie sich staatlichen Regulierungen und ihrer Steuerpflicht teilweise oder zur Gänze entziehen können. Der Wettbewerb unter Staaten führt zudem zu einem *bottom down race* hinsichtlich der Gewinnsteuern und ermöglicht die nicht marktkonforme Aushandlung von Steuervorteilen und Subventionen. Ein Beispiel dafür ist, dass der Großkonzern Apple Irland, dem Land in der EU mit den niedrigsten Gewinnsteuern und einer der höchsten Staatsverschuldungen aufgrund des bail-outs einer Bank, Steuern von Milliarden Euro nachzahlen sollte. Irland lehnte dies ab, um seinen Standortvorteil für Großunternehmen nicht zu gefährden und sollte dazu von der zuständigen EU-Kommission gezwungen werden. Diese Vermögenskonzentrationen sind aus sozialen wie wirtschafts- und demokratiepolitischen Gründen besorgniserregend. Konzerne können aufgrund ihrer schieren Finanzmacht die Entstehung von Gesetzen durch Lobbying ebenso wie deren Auslegung zu ihren Gunsten beeinflussen.

Eine mir bekannte Handelsrichterin antwortete auf meine Frage, warum Prozesse gegen Großunternehmen und Banken so lange dauern, dass die Zahl der Richter in keinem Verhältnis zur Zahl der – überdies um vieles besser bezahlten – Rechtsanwälte steht, die von Seiten der Großunternehmen den Prozess begleiten. Massive finanzielle Ressourcen verschaffen so wirtschaftlichen Großakteuren Vorteile, ohne dass Korruption im Spiel wäre. Sie können zudem eingesetzt werden, um die öffentliche Meinung in eine genehme Richtung zu lenken und Kritik zu unterbinden. So sagte vor einigen Jahren ein Universitätsdozent für Wirtschaftswissenschaften in einer Radiosendung, dass die Hypo-Alpe-Adria ihre mitteleuropäischen (Konzern-)Töchter wohl schwer an den Mann bringen werden, was den Schaden mutmaßlich erhöhe. Wiewohl diese Aussage durchaus fundiert war, erhielt er noch am selben Tag ein Fax der Rechtsanwälte der vom österreichischen Staat mit Milliarden gestützten Bank mit einer Klagedrohung wegen Rufschädigung. Er setzte sich publizistisch zur Wehr, woraufhin die Anklage fallengelassen wurde. Das Beispiel zeigt, wie leicht Einschränkungen der Meinungsfreiheit durch Einschüchterung umgesetzt werden könnten.

Trotz dieser „Nebenwirkungen“ dominiert die verführerisch einfache wirtschaftliche Gleichgewichtslogik sich selbst regulierender Märkte (ursprünglich übrigens Ausfluss eines optimistischen deistischen Vorsehungsglaubens, der bei Adam Smith durch die unsichtbare Hand – nun des Marktes – repräsentiert wird) im akademischen Bereich wie in der Öffentlichkeit, nicht zuletzt aufgrund finanzkräftiger Sponsoren. Zu den wirtschaftstheoretischen Defiziten kommen beachtliche praktische Schwierigkeiten hinzu: Kooperationsabkommen zwischen 196 Staaten mit höchst unterschiedlichen Interessen auf den Weg zu bringen, um Steueroasen auszutrocknen, den Klimawandel zu bekämpfen sowie die Überwachung der Einhaltung der Verträge sind beinahe unmöglich. Doch gerade hier böte eine koordinierte Zusammenarbeit innerhalb der EU gewisse Chancen, die bisher jedoch meist nicht ergriffen wurden mit dem Argument, dass dies möglicherweise zu Wettbewerbsnachteilen führen könnte.



Foto: alamy-stock/Peter Forsberg

*Die liberale Wirtschaftsordnung, die sich – gefördert durch die zunehmende Globalisierung – mehr und mehr durchsetzt, ist tendenziell anti-egalitär. Eine Folge ist die zunehmende Spaltung der Gesellschaft in Arm (hier ein Obdachlo-*

*ser in Kopenhagen, einer der wohlhabendsten Städte der Welt) und Reich, was wiederum ein Grund dafür ist, dass die Akzeptanz von Demokratie und europäischer Einigung nach und nach schwindet.*

Doch die Folgen derartiger ideologischer und wirtschaftspolitischer Einseitigkeiten sind gravierend: wachsende Staatsverschuldung aufgrund des Ausfalls von Steuereinnahmen von Großunternehmen sowie nicht marktkonforme Subventionen für Konzerne (um Arbeitsplätze zu sichern) als auch Bailouts jener Bankinstitute, die zu groß sind, um sie fallen zu lassen; das sind die wichtigsten Kollateralschäden. Ausgabenreduktionen im Infrastrukturbereich, Sozial- und Bildungsbereich und/oder weitere Schulden des Staates sowie der Länder und Kommunen sind die Folge, wobei beides zu Lasten der Zukunft geht. „Lauter kleine Griechenländer“ titelte unlängst eine deutsche Tageszeitung mit Blick auf die deutschen Kommunen. Zusammenfassend: Die wirtschaftliche Globalisierung hat manchen Akteuren in den letzten Jahrzehnten riesige Gewinne gebracht und generell zu Produktivitätszuwächsen geführt; doch zugleich wurden ihre langfristigen negativen Dynamiken gravierend unterschätzt.

In Europa kam hinzu, dass die Globalisierung ebenso wie der Globalismus in etwa zeitgleich mit dem Fall der Berliner Mauer einsetzte. Sie fallen so mit dem Ende der politischen wie ideologischen Nachkriegsbipolarität zusammen. Die Politik in Europa und in der EU war in den Jahren danach wesentlich damit beschäftigt, die Folgen des *annus*

*mirabilis* 1989 zu bewältigen. Die EU hat diese Herausforderung durch die Integration von 12 (bzw. 13 mit Kroatien) Ländern nach der Implosion kommunistischer Regime in Ost- und Mitteleuropa überraschend gut bewältigt. Aber sie band einen Teil jener Kräfte, die notwendig gewesen wären, um die zeitgleichen Folgen der Globalisierung aufzufangen und ihr – im Idealfall – ein menschliches und europäisches Gesicht zu geben.

Dazu hätte es mehr an Solidarität bedurft, um vor allem die schwächeren Bevölkerungsschichten in den ärmeren Ländern der EU zu unterstützen (asymmetrische Solidarität) und die EU als gemeinsamen politischen Raum öko-sozial zu gestalten und ihn in eben dieser Weise angesichts der großen neuen globalen Herausforderungen zu positionieren. Das Fehlen einer vergemeinschafteten Wirtschafts- und Sozialpolitik macht die Staaten anfällig für wirtschaftliche Dynamiken, die in den jetzigen Zustand divergenter Entwicklungen führen. Die heute allgemein als verfrüht eingestufte Einführung des Euro als Gemeinschaftswährung wurde unter diesen Bedingungen zu einem gewagten Experiment mit ungewissem Ausgang. Die Annahme, dass hier wie in früheren Fällen die europäische Politik nachziehen und der Euro zur Triebkraft einer vertieften politischen Integration Europas werden könnte, bewahrheitete sich jedenfalls

angesichts der sich verstärkenden zentrifugalen Kräfte nicht. Die Griechenlandkrise mit ihren dramatischen sozialen Folgen war und ist die tragische Folge. Sie vergiftet das politische innereuropäische Klima bis heute. Bei einer Tagung von *Iustitia et pax* in Rom im Jahre 2013 beschwerte sich ein Mitglied des Vorstands der Deutschen Bank über die unverantwortlichen Griechen. Auf meine Frage, ob es stimme, dass ca. 90% der europäischen Finanzhilfen an deutsche und französische Banken zurückgeflossen seien, meinte er etwas verlegen: Ja, Sie haben recht. Die Komplexität dieses Vorgangs wird, was zusätzlich beunruhigen muss, selbst von Finanzexperten und Bankmanagern nicht wirklich durchschaut.

Diese wie andere Fälle zeigen, dass unter den gegenwärtigen globalen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen die wirtschaftliche Integration, die als vorrangiges Instrument zur politischen Integration Europas konzipiert war und auch so wirkte – seit 2008 aber eher zu einem Faktor der Desintegration geworden ist und den Zerfall der EU befördert.

Doch die europäische Wirtschaftspolitik basiert auf politischen Entscheidungen, die – vor allem wenn innerhalb der EU koordiniert – trotz der Globalisierung bis zu einem gewissen Grad steuerbar sind. Es wäre daher durchaus möglich, die Idee innereuropäischer Solidarität sechzig Jahre nach Gründung

der EU angesichts der neuen geopolitischen und -wirtschaftlichen Situation neu zu denken. Wie könnten – so die zentrale Frage – neue kreative Ideen aussehen, die jenen der Vordenker der europäischen Ordnung entsprechen? Was käme heute der genialen Idee eines Jean Monnet gleich, der bereits in der Zwischenkriegszeit den Plan für eine europäische Nachkriegsordnung entwarf, die eine Vergemeinschaftung der wichtigsten Kriegsmaterialien (Kohle und Stahl) vorsah, und zwar mit dem Ziel, weitere Kriege in Europa zu verhindern? Sie war die Grundlage des Schuman-Plans, der bereits sechs Jahre (!) nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zur Gründung der Montanunion als Nukleus einer neuen europäischen Friedensordnung führte.

Wie müssten derartige weitsichtige Pläne aussehen, um unter den um vieles besseren ökonomischen und politischen Bedingungen der Gegenwart grundlegende Probleme zu lösen? Dazu gehören u. a. eine europäische Sozialordnung, effiziente EU-Regeln gegen Steuervermeidung und zur Eindämmung der Finanzspekulation, die Bereitstellung und der Erhalt öffentlicher Güter vor allem im ländlichen Raum, die Drosselung des Energieverbrauchs durch eine Energiesteuer und – last but not least – eine europaweit koordinierte Flüchtlingspolitik. Dies immer mit dem Blick auf die Folgen für sozial Schwächere, Arbeitslo-



Foto: alamy-stock/ZUMA Press Inc.

*Zunehmender Nationalismus gefährdet den europäischen Zusammenhalt. Wie fragil der Friede ist und wie leicht Spannungen in echte Konflikte umschlagen können, zeigen zum Beispiel die gewaltsamen Auseinandersetzungen*

*zwischen Befürwortern der katalanischen Unabhängigkeit und dem von der ebenfalls nationalistisch denkenden Madrider Zentralregierung in Marsch gesetzten massiven Polizeiaufgebot. Die Aufnahme stammt vom Oktober 2017.*

se, kinderreiche Familien und Pensionisten – also einer „Option für die Armen“, wobei die Bedingungen in den einzelnen Ländern zu berücksichtigen wären.

Der bereits zitierte Jeffrey Sachs hat von einem therapeutischen Entwicklungsmodell für einzelne Länder gesprochen. Für eine derartige weitsichtige innereuropäische Solidaritätspolitik gibt es gegenwärtig leider kaum Anzeichen (außer in den Reden des französischen Präsidenten Macron). Es fehlt die ideelle und moralische Vision sowie der politische Wille, diese durchzusetzen, ja mehr noch: Begriffe wie Solidarität werden (auch im katholischen Milieu) abgewertet aus der Angst heraus, dass der eigene Wohlstand irgendwie geschmälert werden könnte. Hier ist daran zu erinnern, dass nach christlichem Verständnis Eigentum und Vermögen dem Menschen anvertraut sind, um seine materiellen Grundbedürfnisse zu decken. Sie begründen kein absolutes Recht. In diesem Sinne spricht *Gaudium et spes* wie die gesamte kirchliche Sozialverkündigung von einer „universalen Bestimmung der Erdengüter“. Eine Reflexion darüber, was diese Sozialpflichtigkeit des Eigentums in einer Zeit großen materiellen Wohlstands in Europa bedeuten könnte, wäre angebracht, um Solidarität als sozialetisches Leitbild europäischer Politik wieder neu zu beleben.

Zu den beachtlichen Flurschäden einer ökonomistischen Ära gehört die Aushöhlung der Idee des Gemeinwohls als Zielwert von Politik. Die liberalistische Vorstellung, dass Gemeinwohl ausschließlich die Summe der Einzelwohle sei, ist einer grundlegenden Kritik zu unterziehen. Partei- und Individualinteressen haben ihren Ort, aber sie sind nicht oberstes Ziel von Politik und können es nicht sein. Es schadet der Dignität von Politik und entspricht nicht ihren realen Gegebenheiten, wenn das gesamte politische Handeln als von (bestenfalls langfristigen) Eigeninteressen geleitet begriffen wird.

Menschen handeln keineswegs nur aus Eigeninteresse. Sie wissen, dass sie für das Wohl von anderen verantwortlich sind. Dies gilt in besonderer Weise für Verantwortungsträger in Leitungsfunktionen, die auch rechtlich verpflichtet sind, ihrer Verantwortung für das Wohl der ihnen anvertrauten Gruppe bis hin zur Nation und darüber hinaus gerecht zu werden. Diese Wiederentdeckung des Gemeinwohls als Zentralbegriff politischer Ethik fordert zugleich zur Klarstellung heraus, wie sich unter gegenwärtigen Bedingungen das nationalstaatliche, europäische und internationale Gemeinwohl zueinander verhalten. Es ist offenkundig, dass aufgrund der europäischen Integration und der Globalisierung zwischen diesen drei Ebenen starke Verflechtungen bestehen.

Es bleibt jedoch jeweils zu klären, wie sich dies in einzelnen Sachfragen auswirkt. Zu warnen ist dabei vor einer grundsätzlichen Entgegensetzung von nationalem und europäischem Gemeinwohl respektive vor einer Überordnung von ersterem über letzteres. Die Schwierigkeiten, die sich so aufbauen lassen, zeigen die Brexit-Verhandlungen dieser Tage überdeutlich, wodurch ihnen – so ist zu hoffen – eine abschreckende Wirkung zukommt.

### III. Nationalismus: europäischer Frieden und Versöhnung in der Krise?

Das zentrale Leitwort der Generationen nach 1945 war: Nie wieder Krieg! Diesem fundamentalen ethischen Impuls verdankt sich nach den Schrecken der Weltkriege und Totalitarismen die europäische wie internationale Nachkriegsordnung. Mehr als sieben Jahrzehnte später erscheint die Rede von Europa als Friedensprojekt etwas abgenutzt. Nach Jahrzehnten des Friedens ist die Erinnerung an die einmalige historische Leistung von damals verblasst. Zugleich beginnen viele zu ahnen, dass diese europäische Friedensordnung in Europa weder selbstverständlich noch unzerstörbar ist. Kriege im europäischen Umfeld (Krim, Syrien etc.) sowie Konflikte wie um die Sezession Kataloniens, die bitteren Töne bei der „Scheidung“ von Großbritannien und revisionistische

Tendenzen in manchen EU-Ländern (z. B. die Austeilung von Pässen an Angehörige anderer Nationen) zeigen, wie fragil Friede ist und wie leicht Spannungen in echte Konflikte umschlagen könnten.

Eine nationalistisch ausgerichtete Politik spielt hier angesichts der vielen „Leichen im Keller“ leichtsinnig mit dem Feuer. Die Gründe für die nationalistischen Renaissance sind unterschiedlich, weisen jedoch ähnliche Muster auf. Nationalistische Parteien stützen sich vor allem auf sogenannte Modernisierungsverlierer, vor allem in ländlichen Regionen, die sie durch Sozialleistungen für Angehörige der eigenen Nation gewinnen. Großzügige Unterstützung für kinderreiche Familien, ebenso wie für nach der Wende stark benachteiligte Pensionisten und ländliche Regionen (Polen), die Beschränkung der Gewinne von Banken beim Umtausch von Devisenkrediten (Ungarn) haben dort das Fundament für die sich etablierenden liberalen Demokratien gelegt. Es handelt sich demnach zuerst um *soziale Nationalismen*. Kehrt man die Worte um, könnte man von *nationalen Sozialismen* sprechen, wobei der schockierende Nebenklang die potentielle Sprengkraft deutlich macht. In anderen Ländern handelt es sich noch weitgehend um Protestparteien, die jedoch gleichfalls unter sozialem Vorzeichen die politischen und wirtschaftlichen Eliten und



Foto: Wien, Schottenstift, P. Christoph Merth

Das Innere der Klosterkirche der Benediktinerabtei zu den Schotten in Wien, wie es sich heute darstellt. Der ursprünglich frühbarocke Kirchenraum wurde im Lauf der Zeit überarbeitet.

das europäische Projekt als Ganzes herausfordern. Die Migrationsthematik spielt immer und überall eine zentrale ideelle Rolle. Die soziale Rhetorik verbindet sich dabei mit einem verführerischen Geschichtsnarrativ, das die Nationalisten in West- wie Mitteleuropa mit populistischer Unverantwortlichkeit verbreiten. Es zielt letztlich auf die offene Flanke liberaler Gesellschaften und Politik, da – so nochmals Ralf Dahrendorf – Marktwirtschaft und Demokratie „kalte, ja eisige Projekte“ sind. Die Erinnerung an nationale Größe sowie an die Rolle der eigenen Nation als Opfer, verbunden mit der Nostalgie nach einer besseren Vergangenheit, sind demgegenüber herzerwärmend. Sie stärken zudem das Selbstbewusstsein aller, die dazu gehören, vor allem jener, deren eigene Leistung den Hochglanzanforderungen der Gegenwart nicht entsprechen kann. Dass diese neue nationalistische Rechte sich ökonomisch mit libertären und vielfach auch militaristischen Ideen verbindet, ist ebenso wie ihre Unterstützung durch Russland, das ein geopolitisches Interesse am Zerfall des europäischen Projekts hat, besorgniserregend. Die gesellschaftspolitische Orientierung an sogenannten traditionellen Werten (für die Familie, gegen Homosexualität), macht sie, wie Wähleruntersuchungen zeigen, durchaus auch für Christen attraktiv. Die anti-demokratischen Positionen – wie die Verletzungen des Rechtsstaats – werden dafür vielfach unreflektiert in Kauf genommen.

Die Flucht- und Migrationsbewegungen der letzten Jahre haben die nationalistischen Positionen massiv gestärkt.

Aus für die Zukunft Europas wichtigen politisch zu behandelnden Fragen wurden so Identitäts- und Kulturkämpfe, die rational-politischer Lösungen kaum mehr zugänglich sind. Konrad Ott hat dies in der Gegenüberstellung von Gesinnungs- und Verantwortungsethik überzeugend analysiert. Die Dynamik selbst ist jedoch, dies sei wenigstens angedeutet, im politischen Projekt der Moderne angelegt, insofern seine Trias ‚Grundrechte, Demokratie und Nation‘ als deren vorrangiger Realisationsraum zusammen gehören.

Die Europäische Union als politisches Gebilde und das Schengen-Abkommen haben hier neue Realitäten geschaffen, deren institutionelle Ausgestaltung sich jedoch politisch wiederum als schwierig erwiesen hat. Was die Zukunft der europäischen Integration betrifft, so ist die Frage der Verteilung von Flüchtlingen dennoch mehr ein Symptom denn die Ursache für das Auseinanderdriften von – vereinfacht gesagt – West und Ost. Wichtiger für die Entfremdung scheinen unaufgearbeitete historische Hypothesen, vor allem der jüngeren Vergangenheit. Eine potentielle Geschichtsvergessenheit des liberalen Projekts schafft hier ein Vakuum, in das nationalistische Leitideen eindringen und Ressentiments gegen Angehörige anderer Völker, außereuropäisch wie europäisch, schüren. Das erste Opfer bei Ausschreitungen nach dem Brexit war ein polnischer Installateur. Hier besteht ein nicht zu unterschätzendes Sprengpotential zu einer Zeit, da die historische Distanz vergessen lässt, dass Nationalismen in die Urkatastrophe des

Ersten Weltkriegs führten. In einer globalisierten Welt mit neuen Großmächten wie China, für die auch ein geeintes Europa eine mittelgroße Macht ist, sind derartige Nationalismen eine Sackgasse sowie unrealistisch anmutende Flucht in die politische Bedeutungslosigkeit. Die einzelnen Nationen eines „Europas der Vaterländer“ wären ein Spielball alter und neuer Großmächte. Eine nationalistische Politik ist von daher parasitär, da sie davon lebt, dass die europäische Gemeinschaft einen gewissen Schutzraum bietet.

Die Europäische Union bietet das wohl historisch eindrucksvollste Beispiel dafür, dass die Aussöhnung von Völkern nach Kriegen möglich ist. Sie gilt daher außerhalb Europas – mehr als vor Ort – als höchst nachahmenswertes Modell konstruktiver Politik. Das Wie des Umgangs mit vergangenem Unrecht erweist sich angesichts menschlicher Fehlbarkeit und Sündhaftigkeit dabei als politisch zentral. Hannah Arendt schrieb einmal, dass die Einsicht in die Notwendigkeit von Versöhnung aus dem Neuen Testament stamme, aber dies „kein Grund ist, sie nicht in einem durchaus diesseitigen Sinne so ernst zu nehmen, wie sie es verdient“.

Versöhnungsprozesse sind, so zeigt sich, nie endgültig abgeschlossen. Geschichte kann nie zur Gänze „aufgearbeitet“ werden. Aufgabe der Politik bleibt es daher, die negativen Potentiale der Geschichte immer wieder zu entschärfen. Den Kirchen, denen das „Evangelium von der Versöhnung“ (2. Kor 5,18) anvertraut ist, kommt hier eine besondere zivilgesellschaftliche Rolle zu. In Europa ruft dies nach einer Ökumene, besonders unter Einschluss der Orthodoxen Kirchen, um Zäsuren zu setzen, ethische Maßstäbe angesichts historischer Gräueltaten zu klären und den Opfern posthum wie immer unvollkommen jene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die die Lebenden mit der Geschichte ein wenig versöhnt.

#### IV. Christliche Inspirationen: Elefantengedächtnis und eine Ethik der Hoffnung

Am Schluss sollen einige knappe Überlegungen stehen, welche Impulse die Kirchen des Kontinents in dieser Situation geben könnten. Denn trotz aller Säkularisierungen sind sie die größten zivilgesellschaftlichen Institutionen in Europa und tragen dementsprechend eine Verantwortung, der sie verstärkt nachkommen sollten.

Wenn die obige These stimmt, dass sich Europa heute zuerst und vor allem in einer ethischen Orientierungskrise befindet, dann sollte dies eigentlich ein *kairos* für die Kirchen sein. Auch weil sie in diesem Europa ein in der Geschichte kaum je gegebenes Maß an Freiheit (und vielfach auch Wohlstand) genießen und ohne den eigenen Kopf zu riskieren, kritische, ja prophetische Positionen in die Öffentlichkeit bringen können. Ihr historisches „Elefantengedächtnis“ (Johann B. Metz) sollte sie zudem dazu befähigen, sozioethische Leitlinien in die Gesellschaft einzubringen und so die Hoffnung in die Möglichkeit eines konstruktiven Umgangs mit den Problemen zu stärken. Sie könnten so jenem Pessimismus, ja Zynismus sowie überzogenen Erwartungen entgegenwirken, die sich ausbreiten und die zunehmend die Fähigkeit zu effektivem politischem Handeln lähmen. Unerschwellige Hoffnungslosigkeit und drohende Resignation sind nicht nur eine Folge sich verschärfender Krisen, sondern – so scheint es – selbst wesentlicher Teil der Krise. Ist hier ein überoptimistischer Fortschrittsglaube breitwirksam dabei, in sein Gegenteil zu kippen? Die Schwachstellen und die Fragi-

lität des Projekts der Moderne sind heute offenkundig. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ gibt es bestenfalls im Fragment. Zugleich gibt es jedoch in Europa ein Maß an sozialer Sicherheit, Lebenserwartung und Lebensqualität, für das Dankbarkeit schlicht angesagt ist. Die „große Gereiztheit“ (Bernhard Pörksen) entspringt demnach weniger den materiellen Bedingungen als einem Verlust von Wissen um die *conditio humana* an sich.

Sich deshalb vom Projekt der Moderne innerlich zu verabschieden, ohne lebenswerte Alternativen anzubieten, wäre in höchstem Maße unverantwortlich. Es gilt vielmehr, seine Fundamente – *last but not least* – aus den Ressourcen einer christlichen Kultur zu stärken. Dazu gehört auch, die Ethik als eine Art humane Weisheitslehre mit ihrer eigenen

*Die Europäische Union bietet das wohl historisch eindrucksvollste Beispiel dafür, dass die Aussöhnung von Völkern nach Kriegen möglich ist.*

Rationalität zu begreifen. Die modernen Naturwissenschaften und damit verbundene Ideen eines *social engineering* haben ein Vakuum zuerst in der Theorie entstehen lassen. Der Ablehnung von Moral überhaupt steht dabei zunehmend eine Art von Hypermoral oder maßloser Moral (Konrad Paul Lissmann) gegenüber, die jedoch gleichfalls den Charakter ethischer Rationalität als Umrisswissen (Aristoteles) verkennt. Moral ist menschlich und hat es daher immer mit Ungewissheit, Abwägungen und Unvollkommenheiten zu tun. Anders gesagt: Menschliches Handeln in Freiheit steht, wie immer man es dreht und wendet, unter „eschatologischem Vorbehalt“ (Johann B. Metz).

In seiner Rede anlässlich der Verleihung des Karlspreises im Mai 2016 hat Papst Franziskus drei Maximen für Europa aufgestellt: es sei Zeit zu integrieren, Dialoge mit Feingefühl zu führen und kreativ Neues zu generieren. Dies könnte durchaus ein Programm für Christen sein, um sich in zivilgesellschaftliche und politische Prozesse einzubringen und gemeinsam mit anderen um humane Lösungen zu ringen. Die dafür notwendige Innovationsbereitschaft und Risikofreudigkeit kommen aus der Hoffnung, die aus der Geduld stammt und aus der Bewältigung von Bedrängnis resultiert (Röm 5,3-5). Das Christentum lässt das Weltliche nicht hinter sich, sondern vermenschlicht, kultiviert und transzendiert es. Es lebt aus der Verheißung, dass Friede und Gerechtigkeit am Ende der Zeit triumphieren werden. Diese große Vision der Gottesgerechtigkeit als kritisches Korrektiv jeder Gegenwart und Hoffnungslosigkeit ist heute in Europa mehr denn je gefragt. Dass wir keine vollkommene Welt schaffen können, entbindet uns nicht von der Verpflichtung, diese Welt zu verbessern, wo immer es möglich ist.

Ein Rückblick in die Geschichte kann hier durchaus stimulierend sein. Vor einiger Zeit las ich in einem bayrischen Benediktinerkloster in der Chronik des Stifts. Beeindruckt hat mich, wie oft im Laufe der Jahrhunderte dieses Kloster zerstört und wieder aufgebaut wurde. Diese Haltung, die man modern als Resilienz bezeichnet, ist Ausdruck einer unbesiegbaren Hoffnung und Kraft. Ein wenig davon wäre Europa heute zu wünschen. □